A 206 215 : 1-6

Die

Hamburgische Prostitution.

Dargestellt in

Biographien, Skizzen u. Genrebildern

von

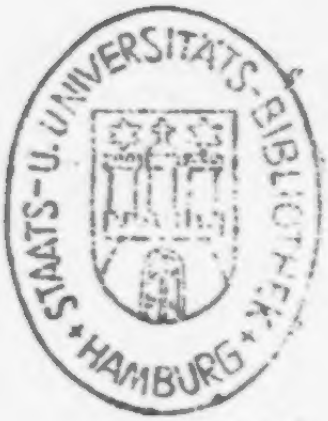
Baron von Rosenberg.

Mit einem Portrait in Farbendruck.

Zweite Auflage.

Neustadt, 1860.
J. Wagner.

K.
VW



Elsbeth.

Liebesgeschichten einer schönen Vierländerin.

Nach ihren eigenen Mittheilungen und Geständnissen

wiedererzählt

von

R..... H.....

[A.]

Mit ihrem Bildnisse in Farbendruck.

Zweite Auflage.

Neustadt, 1860.

J. Wagner.

Als ich vor einiger Zeit einen jungen Mann besuchte, und, da ich ihn nicht daheim traf, aus Langeweile die auf seinem Tische liegenden fliegenden Memoiren las, die über die Schicksale und galanten Abenteuer gewisser Mädchen erschienen sind, fiel es mir ein, daß ich etwas Aehnliches aufzeichnen und veröffentlichen könnte, was vielleicht noch viel unterhaltender, pikanter und interessanter sei, als alles Andere, was in dieser Beziehung bisher erschienen ist. Ich dachte dabei an die geheimen Erzählungen, welche mir vor einigen Jahren eine junge Vierländerin von vierundzwanzig Jahren gemacht hatte, ehe sie sich verheirathete. Wie und wo ich mit ihr bekannt wurde, unter welchen Umständen und Verhältnissen sie mir als einem ihr so fern Stehenden, diese Offenbarungen machte, kann oder will ich nicht verrathen. Ich kann es mir wenigstens nicht verhehlen, daß auch wir

gebildeten Männer von Anstand und Charakter oft in Situationen hineingerathen, die sich vor aller Welt Augen nicht allemal so offen darlegen lassen. Man muß Manches für sich behalten, um Anstand, Ruf und Character zu bewahren, und sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber keine Blößen zu geben. Es ist dabei noch schlimmer, wenn man eine gewisse öffentliche Stellung einnimmt, in der man doch auch seine Leidenschaften und langweiligen Stunden hat, und dann Zerstreuungen ,wenn auch von galanter Art sucht. Man hat in den schönen Tagen des Mai's und im heißen Sommer, von so mancher allerliebsten kleinen Vierländerin auf dem Neuenwall, am Jungfernstieg, vor dem Theater— ein Bouquet gekauft, hat sich dabei mit fragenden und schelmischen Augen anblicken lassen, und kann dann den Eindruck nicht wieder los werden, besonders wenn man eine etwas lebhafte Phantasie hat und sich alle Tage mit nichts Anderem beschäftigt als mit Roman- und Theater-Ideen.

Ich gebe hier also wieder, größten Theils wörtlich, ohne Dichtung und Ausschmückung, in der einfachsten Wahrheit und Realität, was mir als

Geheimniß in einer köstlichen und amüsanten Schäferstunde vor einigen Jahren gegeben wurde. Ich hatte damals schon Manches über das Leben und Treiben der hübschen kleinen Vierländerinnen, während meines Aufenthaltes in Hamburg sprechen und erzählen gehört, allein das Alles war doch nichts gegen dasjenige, was ich jetzt aus dem eigenen Munde einer gebornen Vierländerin vernehmen sollte.

So viel nur über die Art und Weise, wie diese Liebesgeschichten zur Veröffentlichung gelangt sind, und um ihnen dasjenige Vertrauen zu vindiciren, welches sie mit vollem Grunde verdienen. Ich schmücke nicht aus, gebrauche keine Roman- und Novellenkünste, sondern erzähle einfach und wahr, was ich selbst mit eigenen Ohren aus offenherzigen Mittheilungen vernommen habe. Wie im Eingang schon gesagt oder wenigstens angedeutet, war es das Genre, welches mir Hoffnung einflößte, sogleich einen bereitwilligen Verleger zu finden. Man muß in Hamburg leben und leben lassen. Hamburg darf sich nicht bloß dem gebildeten Berlin, sondern noch vielmehr dem jovialen und lebens-

luſtigen Wien dreiſt an die Seite ſetzen. Wenn darüber bisher weniger veröffentlicht wurde, ſo lag dies blos an dem Mangel der Induſtrie und der ſchreibluſtigen Literaten, welche in Hamburg blühten oder — vegetirten. Hamburg iſt ein wahres Californien für die ſchreibluſtige Feder, Berlin, Leipzig, Dresden, ſelbſt Wien bieten dafür lange nicht ſoviel Stoffliches. Wo man auch in das Hamburger Leben und Treiben hinein greift, da iſt es intereſſant, man muß nur zu hören und aufzunehmen verſtehen, um Theilnahme und Spannung zu erregen.

Um ſo recht friſch und lebendig das Meinige oder — Vierländiſche vorzubringen, laſſe ich die Perſon, um welche es ſich handelt, in erſter Perſon reden. Das Ich, welches erzählt, iſt daher von nun an, die intereſſante Vierländerin, deren Erzählungen man mit Neugierde und Enthuſiasmus folgen wird, wie ſonſt vielleicht einem tüchtig und fablig geſchriebenen Romane oder Märchen der Scheherazade, die hier und diesmal aber nichts weniger als Märchen, ſondern naturwüchſige Wahrheit ſind.

Ich bin die Tochter eines ſogenannten Vierländers oder eines Landmannes, aus jenem geſegneten Quartier des Hamburger — und Lübecker Marſchgebietes, welches man Curslak nennt. Da meine Eltern nicht reich an Beſitz und Ländereien waren und unſer ganzes Landweſen aus einer einzigen blühenden Gartenflur beſtand, ſo war oder wurde ich ſchon frühe darauf angewieſen, ihnen in ihrem Betriebe beizuſtehen, ſchon einige Jahre früher, als ich mit Fug und Recht, wie man ſagt, eingeſegnet worden und die Schule verlaſſen konnte. Mein Vater war darin noch mehr wie meine Mutter, ein ſpeculativer Kopf. „Die Dirne", pflegte er oft zu ſagen, „iſt gut herangewachſen, ſie iſt hübſch und voll in ihrer Natur, hat ein Paar blitzende Augen, dito roſenrothe Backen und Lippen, trotz unſeren gefüllten Bauerroſen und muß daher mit nach Hamburg, um uns Geld zu verdienen, wie ſo manches andere Mädchen aus unſeren Landen, welches aus Hamburg Geld in Maſſe zuſammen ſchleppt. Wir können dadurch reich werden, wenn wir wollen, und wir müſſen es, wenn wir klug ſind."

Meine Mutter machte dann allerlei Einwendungen und ſprach ſo allerlei von Verführung und von den jungen Comtoiriſten, welche die jungen und hübſchen Vierländerinnen nicht ungeſchoren ließen, aber mein induſtrieller und ſpeculativer Vater blieb bei ſeiner Meinung und ſeinem Willen.

Das Letzte, wobei meine Mutter bei ſolchen, oft recht lebhaften Disputen dann ſtehen blieb, war immer, daß ich dann vielleicht bald meine Flechten verlieren und keinen ordentlichen Mann bekommen würde.

„Ach was," verſetzte dann mein Vater, „haſt du nicht auch ſchon mit achtzehn Jahren deine Flechten verloren, und habe ich dich einige Jahre ſpäter — oder warſt du damals, als du meine Frau wurdeſt, nicht gar ſchon achtundzwanzig Jahre, nicht dennoch geheirathet, und bin ich nicht ein ordentlicher Mann geweſen, ſo daß du niemals über mich zu klagen gehabt haſt?" —

Meine Mutter pflegte dann jedesmal zu lächeln, was ich mir aber weiter nicht zu erklären wußte.

„Flechten hin, Flechten her," fuhr mein Vater gewöhnlich fort. „Wir wiſſen jetzt ſchon, was es

eigentlich mit denen auf ſich hat, welche oft noch Flechten tragen, ohne dazu ein Recht zu haben. In alter Zeit, — ja, als Sitte und Anſtand noch herrſchte, da war es anders damit, aber welcher vernünftige Mann giebt jetzt bei uns noch etwas Ordentliches auf eure Flechten, und meint noch, daß er beſſer dabei fährt, wenn er eine Jungfer mit Flechten als eine ohne Flechten nimmt. Ich habe mir aus deinen Flechten gar nichts gemacht.

„Ich habe aber meine Flechten mit Recht und mit Ehren getragen bis“ —

„Ja — bis ſie dir abgeſchnitten werden mußten, da haſt du recht, wenn die Sache nicht ganz lächerlich werden ſollte. Aber das muß nun einmal ſo ſein, wenn man heirathet. Unſere Tochter kann ihre Flechten meinetwegen auch ſo lange tragen, als ſie will, und ich werde dahin ſtreben, daß dies recht lange geſchieht, weil das den Handel hebt und befördert. Ein Mädchen mit Zöpfen findet immer eher Käufer, als ein Mädchen ohne Zöpfe. Das wird unſere Tochter auch nicht ſchänden, wenn einmal ſo ein Hamburger Herr ſie daran faßt und ſie damit neckt. Deſto mehr Geld verdient

ſie und deſto theurer bringt ſie unſere Blumen, Pfirſichen und Aprikoſen aus. — Ich ſage alſo, wenn's Frühjahr wird und wieder Blumen giebt, ſoll Elsbeth mit nach Hamburg und verkaufen. Dabei bleibt es, ſo wahr ich Claas Timm heiße."

Und dabei blieb es denn wirklich auch, meine Mutter mochte dagegen einwenden und ſagen, was ſie wollte.

Ich kann wohl ſagen, ich freute mich ordentlich dazu, daß mein Vater über meine Mutter den Sieg davon trug. Das Schulgehen war mir ſchon zur Laſt und zum Ekel geworden, da ich bis zu meinem dreizehnten Jahre ſchon ſo Mancherlei davon gehört hatte, wie frei und vergnügt unſere Vierländer Mädchen in Hamburg lebten, wie ſie von jungen und alten Herren an der Börſe, im Jungfernſtieg und auf dem Neuenwall in die Backen gekniffen wurden und wie viel Geſchenke ſie nebenbei bekämen, ſo daß ſie ſich ein ſchönes und theures Stück Zeug nach dem anderen kaufen konnten, ohne dabei im Geringſten an dem Preiſe und Verdienſt für ihre Blumen und Pfirſiche zu verlieren. Ich war neugierig, ob es mir wohl

eben ſo glücken würde, und da ich mir vor dem Spiegel ſagen mußte, daß meine Augen noch viel größer, mein Geſicht noch viel friſcher, meine Bäkken noch viel röther waren als die meiner Schulkammeradinnen oder gar der älteren Mädchen aus Curslak, Alten- und Neuengamme, ſo dachte ich, daß ich mit meinem Handel viel beſſere Geſchäfte machen würde, als alle Mädchen aus ganz Vierlanden mit einander.

Als ich ſo mit Hoffnung und Sehnſucht dem Frühjahr entgegen harrte, und ich eines Abends vor unſerer Thüre da ſaß, um Veilchen in Blätter zu Bouquets zuſammen zu binden, da ſagte mein Vater:

„Zieh morgen früh nur dein beſtes Zeug an, Elsbethe; du ſollſt mit nach Hamburg, ich habe mit Lena Ahlbrok, die dich in den Handel einführen will ſchon geſprochen. Die Bouquets, die du heute Abend gebunden haſt, ſollſt du morgen in Hamburg an der Börſe ſelbſt verkaufen. Wir wollen doch mal ſehen, wer von euch Beiden das meiſte Glück hat.“

Mein Vater ſagte das mit einem ganz ungewöhnlichen ſelbſtgefälligen Lächeln, ſtreichelte mir

dabei die Backen, und meinte, ich ſolle nur guten Muth haben, da ich ſelbſt die Bouquets beſſer verkaufen und ihm mehr Geld nach Hauſe ſchicken oder bringen würde, als es durch andere geſchähe, wenn er dieſen die Blumen en gros und Korbweiſe verkaufe.

„Soll ſie denn gleich ganz in Hamburg bleiben? ſagte meine Mutter mit unwilligem Murren und Brummen.

„Das weiß ich noch nicht. Ich denke, daß ſie mit dem Ewer wieder nach Hauſe fährt, wenn ſie ihre Bouquets verkauft hat, um dann ſelbſt neue Veilchen zu pflücken und Bouquets zu binden, weil ſie das einmal gut verſteht. In Folge wird es aber doch beſſer ſein, daß ſie, wie die Anderen, ganz in Hamburg bleibt, und daß ich ſie auch in Koſt und Schlafſtelle in der Niedernſtraße oder auf dem Meßberg laſſe.“

„Dann iſt ſie alt genug,“ antwortete nach ihrer widerſprechenden Weiſe meine Mutter.

Ach, was, ſagte mein Vater wieder. Du meinſt gleich, das Elsbeth es macht, wie du und die Anderen. Wer ſelbſt hinter der Thür geſtanden hat,

weiß am beſten wo er einen zu ſuchen hat. Dazu iſt Elsbeth erſt dreizehn Jahre. Sie wird ſich ſchon zu wehren wiſſen."

Die Worte meiner Mutter, daß ich dann alt genug ſei," und eben ſo die meines Vaters, das ich mich ſchon zu wehren wiſſen werde, machten mich doch etwas ängſtlich. Mein Vater hatte ſich im Winter aus Hamburg oder Bergedorf oft allerlei Bücher mit gebracht und meiner Mutter daraus hinter dem Ofen von Räubern und Mördern die ſchrecklichſten Geſchichten vorgeleſen. Daraus bildete ich mir nun die ſchauerlichſten Vorſtellungen, und wirklich konnte ich die ganze Nacht nicht ſchlafen, vor den Gedanken, die ich mir über die etwaigen Räuber in Hamburg machte. Zuletzt aber fiel es mir ein, daß ich ja noch nie von ſolchen Räubergeſchichten gehört hätte, die den anderen Mädchen in Hamburg paſſirt ſein ſollten; ich hielt meine Mutter daher für albern ängſtlich und — ſchlief ruhig ein.

Am andern Morgen ging es mit vollem Ewer nach Hamburg, nach welchem mein Vater und meine Mutter mich zwar ſchon zu wiederholten

Malen mitgenommen hatten, aber noch nie hatte ich dabei ein solches Vergnügen empfunden als dieses Mal.

Lena Ahlbrok, welche sich sonst regelmäßig in Hamburg aufhielt, und zwar in ihrem eigenen Logis in einem Keller der Niedernstraße wohnte, saß neben mir, indem sie zum Besuche auf einige Tage in Curslak gewesen war. Sie war still und sprach wenig mit mir. Mir wollte damals schon scheinen, als wenn sie neidisch und eifersüchtig darauf war, daß ich in den nächsten Tagen an der Börse und auf dem Neuenwall neben ihr meine Veilchen und Aurikeln feil bieten sollte. Mein Vater hatte sie freilich darum gebeten, mich so in das Geschäft einzuführen und sie hatte es ihm zugesagt, aber wahrscheinlich hatte sie dieses nur ungern gethan, und bereute jetzt schon, daß sie eingewilligt hatte.

Als wir in Hamburg angekommen waren, gingen mein Vater und ich mit Lena Ahlbrok nach ihrem Logis in der Niedernstraße, welches ganz hübsch möblirt und ausgeputzt war. Mein Vater sagte mir bald Adieu, um seinem Geschäfte nach-

zugehen, und meinte beim Weggehen, ich ſollte meine Bouquets nur recht dreiſt hinhalten und ausbieten, dann würde das Ding ſich ſchon machen.

Ich war froh, als er fort war, und kuckte Lena Ahlbrok jetzt fortwährend fragend an, ob wir mit unſern Blumen noch nicht bald aufbrechen wollten. Sie aber brummte nur, und antwortete gar nichts.

Endlich als es vom Catharinen-Thurme zwölf geſchlagen hatte, ſagte ſie zu mir:

„Nun komm. Wir gehen nach der Börſe.“

Ich folgte ihr, ohne daß zwiſchen uns ein Wort weiter gewechſelt wurde.

Als wir bei der Börſe angekommen waren, ſagte ſie:

„Nun ſetzſt du dich da am andern Ende hin und ſieh' zu was du für Geſchäfte machſt. Hier iſt mein Platz und mich kennen die Herren ſchon. Dir werden ſie wohl nicht viel abkaufen, denn du biſt ein zu kleines Ding; aber damit du und dein Vater nicht glauben, daß ich euch um den Verdienſt bringe, will ich hier auf meiner Stelle bleiben und du kannſt dich allein dort hinſetzen.“

Ich that, wie ſie mir hieß.

Nach einiger Zeit wurde es auch wirklich lebhaft, indem viele Herren zur Börse gingen. Was mir dabei am meisten auffiel war, daß so viele Herren bei Lena Ahlbrok vorbeigingen, und bei mir fast gar keine. Das ärgerte mich, weil ich mich dadurch unbeachtet oder gar zurückgesetzt glaubte; daß aber ein anderer Grund des so zahlreichen Vorbeigehens bei Lena Ahlbrok vorliegen könnte, und daß die Masse der Kaufleute und Börsenbesucher von der Börsenbrücke herkommen könnten, und also zumeist und zunächst bei meiner Mitverkäuferin vorbeikommen müßten, die wenigsten dagegen vom Neuenwall und auf der Seite, an welcher ich vor der Börse saß, daran dachte ich damals freilich noch nicht.

Am ersten Mittage machte ich mit meinen Veilchen und Aurikeln daher an der Börse wirklich sehr schlechte Geschäfte. Etwas besser aber ging es mir am Nachmittage und Abend auf dem Neuenwall.

Lena Ahlbrok meinte, als es dunkel wurde, ich sollte mich mit meinem Korbe abermals nur etwas weiter von ihr entfernt und nicht unmittelbar in die Nähe einer Laterne setzen. Ich be-

griff freilich nicht, warum sie dies so haben wollte, fügte mich aber doch in ihren Willen.

Obgleich ich hier auf einem Auslegerstein nun recht unbemerkt zu sitzen glaubte, so schien es doch, als wenn die Herren meine Blumen lieber kaufen wollten als die meiner Nachbarin, welche, wie ich recht gut wahrnehmen konnte, aus der Ferne immer nach mir herüberschielte. Und diesen Blick aus der Ferne erwiederte ich immer mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühle, wenn ich gerade wieder ein Bouquet verkauft hatte, und mir dafür oft vier Schillinge statt eines einzigen in die Hand gedrückt wurden, und das mit einer Heftigkeit, daß ich oft laut auf hätte schreien mögen.

Im Dunkeln, das heißt freilich beim Scheine einer mir ziemlich fern stehenden Laterne, ging der Handel wirklich sehr gut, so daß alte wie junge Herren sich um mich zusammen drängten, mich bald in die Backen, bald in die Knie kniffen, und dabei mir allerlei unsinniges Zeug zuflüsterten, was ich nur halb oder auch gar nicht verstand.

Manche Herren, welche zuerst bei Lena Ahlbrok sich ein Bouquet kaufen wollten, verließen jene, so-

bald ſie mich gewahr wurden. Und was meine Nachbarin mir dann für Blicke zuwarf, oder vielmehr zuſchoß, das kann ich gar nicht beſchreiben. Die jungen Herren ſchienen ſich überhaupt noch etwas mehr um ſie zu bekümmern als die alten; und ich ſah recht deutlich, wie ſie dieſen oft drei und vier Bouquets auf ein Mal zuſteckte, wahrſcheinlich, um ihren Korb nur ſchneller leer zu bekommen, als ich den meinigen. Dennoch aber verkaufte ich meine Blumen eher als ſie; und als ſie dies bemerkte, warf ſie ein Tuch in ihren Korb über die noch übrigen Bouquets, kam mit ſtolzem Drehen und Wenden zu mir und ſagte:

„Komm, nach Hauſe, ich habe meine Blumen ſchon lange verkauft, und wenigſtens zehn mal ſo viel dafür eingenommen als ſonſt. Neben mir kannſt du gar nicht aufkommen, denn mich kennen ſie Alle, die alten wie die jungen Herren.“

Als wir ſchon bis zur Petrikirche gekommen waren, ſagte ſie zu mir:

„Ich muß dir es aber verbieten, daß du den Herren immer ſo verliebte Blicke zuwirfſt, das ſchickt ſich noch nicht für ein Kind wie du biſt; und

wenn ich das wieder ſehe, ſo werde ich es deinem Vater ſagen, welche Geſchäfte du hier machſt.“

Lena's Vorwürfe machten mich beſtürzt. Ich wußte nicht, was ich darauf erwiedern ſollte. Daß ich die Herren, ſoviel es im Zwielicht der entfernteren Lampen ſich thun ließ, mit Lächeln angeſehen hatte, als ſie unter Scherzen und Späßen ſich um meine Bouquets riſſen und mich dabei mitunter, ohne daß ich es abwehren oder verhindern konnte, recht derbe und unſanft in die Backen kniffen, das wußte ich wohl und konnte ich nicht leugnen, daß ich ihnen aber verliebte Blicke hatte zuwerfen wollen, davon wußte ich mir ſelbſt nichts zu ſagen. —

Es war nach neun Uhr, als wir in unſerem Keller-Logis in der Niedernſtraße ankamen, und als Lena und ich unſer Geld zählten, fand es ſich, daß ich bedeutend mehr eingenommen hatte als jene.

Ich war müde, und wünſchte zu Bette zu gehen. Lena ſchien nichts weniger als müde zu ſein, war beſonders guter Dinge, beſah ſich mehr wie einmal im Spiegel, bürſtete ſich Rock und Jacke vom Staube rein und ſagte, ſie wolle noch ein wenig vor die Kellerthüre gehen.

Es war gewiß schon recht tief in der Nacht und ich glaubte schon ausgeschlafen zu haben, als ich durch das Oeffnen und Klappern einer Thüre erweckt wurde. Ich fuhr erschrocken im Bette empor und erkannte meine Cameradin, welche, so viel ich beim Lampenschimmer bemerken konnte, sehr erschöpft schien, obgleich ihre Augen weit offenstehend funkelten.

„Kömmst du nun erst zu Bette?" fragte ich. Ich meinte wir hätten schon ausgeschlafen."

„Was geht es Dich an, wann ich zu Bette gehe", sagte sie mit brutalem Tone.

„Es ist wohl schon spät? fragte ich weiter.

Lena antwortete nicht, sondern fing an, sich auszukleiden.

Statt ihrer antwortete die Thurmuhr, welche zwei schlug.

„Schon zwei" — sagte ich, halb schläfrig wieder zurück sinkend. „Bist du so lange vor der Kellerthüre gewesen."

„Vor der Kellerthüre —! Das fehlte noch, auf den Steinen so lange herumzuhuken. Nein, da habe ich bessere Gesellschaft gehabt, in der

man auch noch ein Glas Wein zu trinken bekommt."

Ich blickte daher, obgleich ich noch so müde geweſen war, meine Schlafkameradin jetzt aufmerkſamer an und glaubte wirklich zu gewahren, woher ſie ſo blaß und matt in ihren Zügen ausſah, obgleich ihre Augen noch von einem ſonderbaren Feuer belebt ſchienen.

Als Lena ſich dann zu mir ins Bett legte, konnte ich riechen, daß ein ſtarker Weindunſt von ihr ausging. Sie war bald ſelig entſchlafen; ich aber war ſehr aufgeregt geworden und quälte mich mit allerlei Gedanken, wo Lena die Nacht ſo lange wohl zugebracht haben könnte. Ich begriff auch, daß ſie mir in dem halben Duſel, in welchem ſie ſich noch befand, eigentlich mehr geſagt, als ſie im völlig nüchternen Zuſtande vielleicht für gut befunden haben würde.

Da meine Schlafgenoſſin dies Treiben alle oder doch die meiſten Nächte ſo fortſetzte, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ſie mich bald zu ihrer Vertrauten machen und in ihre nächtlichen Schwärmereien mehr oder weniger einweihen mußte.

So erfuhr ich denn nach und nach und immer deutlicher ausgesprochen, daß, da sie einen Schlüssel zu unserem Keller in Händen hatte, sie fast jeden Abend Einladungen und Bestellungen von jungen und alten Herren erhielt, während sie auf dem Neuenwall oder am Jungfernstieg mit Blumen ausstand, mit der Aufforderung sich dort und dort zu bestimmten Stunden einzufinden.

So neidisch und spröde Lena Ahlbrok zuerst gegen mich gewesen war, so vertraulich und offenherzig wurde sie nach und nach, als ich nur erst einige Wochen mit ihr zusammengelebt hatte. —

Eines Abends, als wir halb zehn Uhr nach unserm Logis heimkehrten, sagte sie zu mir, du kannst dir heute auch noch ein kleines Vergnügen machen und nach dem Pferdestall oder dem „Plünnböhn" gehen.

„Was soll ich da herum stehen? Tanzen kann ich doch nicht recht", sagte ich.

„Das macht nichts", erwiederte Lena. Was du nicht kannst, das mußt du hier in Hamburg lernen. Uns Vierländerinnen nöthigen sie immer zuerst auf zum Tanz.

„Ich bin heute Abend aber zu müde von dem langen Herumstehen.“

„Ach was, müde, sagte Lena unwillig und höhnisch. Wenn man sich ein Vergnügen machen will, muß man nicht müde sein.“

„Ich will mir aber kein Vergnügen machen, sondern schlafen.“

„Du bist dumm, oder weißt die Gelegenheit nur noch nicht zu benutzen, wenn du einmal hier in Hamburg bist.“

Ich konnte bald so viel heraushören, daß Lena mich diesen Abend gerne zum Keller hinaus haben wollte. Das aber war es eben, was mich taub machte gegen alle ihre Vorschläge und Aufforderungen, mir doch auch einmal ein Vergnügen zu machen. Ich blieb dabei, daß ich zu müde sei, um noch Lust zum Ausgehen zu haben.

„Wenn du denn gar nicht willst, sagte sie endlich, so muß ich dir wohl noch gute Worte geben.“ Ich sage dir also, daß ich heute Abend, wenn sie Alle zu Bette sind, gerne allein sein will. Hätte ich voraus gesehen, daß du noch ein so dummes und einfältiges Ding bist, so hätte ich es deinem

Vater gar nicht zugeſtanden, dich mit und zu mir zu nehmen. Jetzt aber biſt du einmal bei mir und da müſſen wir Beide ſchon unter einer Decke ſpielen. Ich weiß auch, daß du mich nicht verrathen wirſt, denn du wirſt es bald doch eben ſo machen als ich und als wir Vierländerinnen es Alle miteinander machen. Mit den paar Schillingen, die wir mit unſeren Blumen verdienen, iſt nicht viel anzufangen, das läßt ſich an Fingern und Zehen abzählen. Wenn man in Hamburg mit den Blumen etwas werden will, muß man es anders anfangen. Das wiſſen wir Vierländer-Mädchen alle, und darum mache ich es ſo, und du wirſt es auch ſo machen. Man muß das Geld von jungen und alten Herren annehmen wo und ſoviel man kann. Ich will dir nur geſtehen, fuhr Lena Ahlbrok nach kurzem Beſinnen fort, daß ein alter Herr, als er mir ein Bouquet abkaufte, mir zugeflüſtert hat, daß er mich heute Abend nach elf Uhr, das heißt, wenn die Andern im Keller zu Bette ſind, einmal wieder beſuchen und ein Glas Punſch bei mir trinken werde, wie er es, unter uns geſagt, ſchon oft gethan hat. Darum alſo, Elsbeth, mußt

du nun heute Abend auf ein paar Stunden ausgehen und kannst deine Zeit unterdessen gewiß nicht besser hinbringen, als wenn du nach einem Tanzboden gehst. Du bist zwar erst dreizehn Jahre, aber du mußt es mitmachen und tanzen lernen, und das lernt man nicht besser als im „Pferdestall" oder auf dem „Pfannböhn." Ich gebe dir morgen auch was ab, wenn mein alter Herr mir Confect und Torten mitbringt, wie er gewöhnlich thut, und dazu kalten Punsch oder Wein. Wenn du nicht länger ausbleiben willst, als bis ein Uhr, so ist mir das einerlei, er giebt darum doch nicht mehr aus, und werde ihn dann schon fortzuschicken wissen. — Also verstehst du, Elebeth, ich muß heute Abend allein sein, und wenn du zurückkömmst, sollst du den Keller schon wieder rein finden.

Ich lachte über das, was Lena mir so eben offenbart hatte; und gestand es ihr zu, sie sogleich allein lassen zu wollen.

Kaum hatte ich dies gesagt, so klatschte Lena in die Hände, drehte sich auf einer Hacke herum, und rief mit Frohlocken aus:

„Heute Abend soll er mir blechen oder ich lasse

Bibliothek Hamburg

ihn nie wieder ein, und wenn er halb ein Uhr nicht gutwillig geht, ſo mache ich ihm damit bange, daß du auch einen Kellerſchlüſſel haſt und ſogleich vom Tanzboden zurückkehren wirſt, dann ſoll er ſchon Beine machen, denn gewaltig heimlich hat er ſich damit, wenn er mich beſucht. Er glaubt jeden Augenblick, daß er überraſcht und bei mir betroffen wird, worauf er denn, wie er ſagt, am andern Tage in die „Reform" kommen würde.

Ich ging nun alſo, zum erſten Male in meinem Leben, allein nach einem Tanzboden und wirklich wurde ich dort auch ſogleich zum Tanz aufgefordert, wie Lena mir geſagt hatte, als ich kaum eingetreten war. Darauf tanzte ich noch verſchiedene Male, wie ich aber glaube, etwas linkiſch und ſchwer, weshalb jeder Tänzer mich nur einmal aufforderte, tüchtig herumwarf, ſo daß meine Röcke wahrſcheinlich hoch in die Höhe flogen, was ich daraus ſchloß, daß alle Umſtehenden jedes Mal laut und aus vollem Halſe auflachten, wenn ich ſo recht tüchtig herumgeworfen wurde.

Das Tanzen im „Pferdeſtall" machte mir aber eigentlich wenig Vergnügen, denn ich dachte un-

aufhörlich an Lena Ahlbrok und ihren Herrn, und an das, was die beiden jetzt wohl mit einander verhandeln möchten.

Ich hatte keine Ruhe mehr, dem Tanze zuzusehen, es prickelte mich etwas, ich weiß nicht was. Ohne so recht zu wissen, wohin ich gehen wollte, da es ohne Zweifel noch nicht 12 Uhr geschlagen hatte, nahm ich meinen Weg nach unserem Keller und ging in der Niedernstraße auf und ab, ich glaube um abzuwarten und zu hören, wie viel die Glocke schlagen würde, wenn sie wieder schlüge.

Genug, ich weiß von meinem damaligen Verhalten nur noch so viel, daß ich sehr unruhig war. Voll Ungeduld stand ich endlich vor unserem Keller still und horchte, es war aber nichts zu hören, obgleich unsere Fenster auf die Straße hinausgingen. Ich sah nur einen sehr matten Lichtschimmer, welcher durch die Fensterläden drang. Wahrscheinlich war das Licht lange nicht geputzt.

Während ich so vor dem verschlossenen Fenster lauerte und horchte, wurde mir ganz sonderbar, so sonderbar, wie es mir noch nie gewesen war. In dieser sonderbaren Unruhe plagte mich auf's

Aeußerſte eine ſonderbare Neugierde, wie ſie mich noch nie in meinem Leben geplagt hatte. Ich hätte gar zu gerne gewußt, was Lena und ihr Beſuch drinnen machten, trat ſo leiſe als möglich an die Fenſterladen heran und bückte mich, um durch die ſchmale Ritze zu kucken, durch welche der ſchwache Schein des Lichtes fiel. Der Platz, welchen ich überſehen konnte, war aber ſehr beſchränkt, und ich konnte weiter nichts ſehen, als die Abſätze von zwei Stiefeln. Ich dachte mir gleich, daß es die des alten Herrn wären. Gern hätte ich noch mehr geſehen, denn meine Neugierde nahm ſehr zu und mit verhaltenem Athem und klopfender Bruſt ſuchte ich an der Fenſterlade nach einer größeren und breiteren Spalte, aber es war mir unmöglich, eine ſolche zu finden. Nichts deſto weniger kuckte ich unaufhörlich durch die ſchmale Ritze, voll Erwartung, was ich doch noch wohl weiter zu Geſicht bekommen würde.

Unterdeſſen hatte die Uhr bereits zwölf geſchlagen, und es nahte alſo die Zeit heran, wo der Gaſt entfernt und ich eingelaſſen werden ſollte.

Plötzlich hörte ich Lena laut auflachen, als wenn ſie gekitzelt würde.

Dieſes Lachen quälte mich abermals ſehr, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, wodurch ſie wohl auf einmal zu ſolchem herzlichen Lachen angetrieben würde. Dann entſtand ein Tumult und während ich noch gebückt daſtand und horchte, wurde die Kellerthüre plötzlich aufgeriſſen und ein alter Herr ſtolperte die Treppen hinauf. Als er mich gewahr wurde, ſchien er ſcheu zu werden wie ein ſtädtiſches Pferd und lief davon als wäre ein beißiger Dorfhund hinter ihm.

„Komm nur herein," ſagte Lena leiſe, der alte Kerl iſt fort. Heute Abend hat der Geizhalz weder Kuchen noch Wein mitgebracht, nun ſoll er mir wieder kommen. Als ich in die Stube eintrat, ſah ich Geld auf dem Tiſche liegen, welches Lena jetzt ſchnell wegnahm und zwar mit einer ängſtlichen Haſt.

Es war gewiß, daß ich es nicht ſehen ſollte. Ich hatte es nun aber doch einmal geſehen, und dachte:

Wofür hat denn Lena wohl ſo viel Geld be-

kommen? — Wenn man nicht bloß Kuchen und Wein, ſondern auch noch ſo viel Geld bekömmt, iſt es eigentlich gar nicht übel, ſich einmal ſo auf eine Stunde beſuchen zu laſſen.

Der Verdienſt mit den Blumen kam mir von nun an ſelbſt ſehr gering und albern vor, und ich dachte gleich auch, daß es doch wohl viel vortheilhafter ſei, ſich ab und an von Herren beſuchen zu laſſen. Dabei dachte ich aber mehr an die jungen als an die alten Herren, und ich nahm mir noch in derſelben Nacht, in der ich lange gar nicht einſchlafen konnte, vor, es gar nicht auszuſchlagen und zurückzuweiſen, wenn mir einmal der Antrag gemacht werden ſollte, daß mich Jemand beſuchen wolle.

Damit hatte es aber noch gute Weile, was mich eigentlich ſehr verdroß. Die Vorgänge von jenem Abend wiederholten ſich von nun an noch oft, und ich wurde von Lena dann immer darauf angewieſen, zu Tanze zu gehen, wobei ich denn ſoviel profitirte, daß ich nach und nach immer beſſer tanzen lernte. Daß Lena mir je-

desmal es drohend einschärfte, nicht aus der Schule zu schwatzen, versteht sich von selbst.

Es währte aber nicht lange, so erzürnte ich mich mit meiner Cameradin, und zwar weil sie mir vorwarf, ich mache ihr die Kunden und Herren abspenstig, was ich entschieden in Abrede stellte. Sie blieb aber bei ihrer Behauptung, schalt und wüthete furchtbar, als wir am Abend nach unserm Keller zurückkehrten und erklärte, sie wolle nicht länger mit mir zusammen wohnen.

Ich willigte gern ein und sagte selbst, daß ich es längst satt habe, mich von ihr schulmeistern und wie ein Kind behandeln zu lassen.

Hierauf kam ich zu einer andern Vierländerin, die in einem Keller bei den Pumpen wohnte, und viel älter war als Lena Ahlbrok.

Da diese des Abends, wenn das Geschäft zu Ende war, immer ausging, so hatte ich ein ganz freies Leben, und konnte so zu sagen, machen was ich wollte, und das gefiel mir sehr wohl.

Ich weiß aus dieser Zeit nichts Besonderes zu erzählen, der Sommer verlief, und der Handel mit Blumen, Erdbeeren und Aprikosen ging

bis zum Herbſte auf die gewöhnliche Weiſe fort. Darauf nahm mein Vater mich wieder mit nach Curslak hinaus, da ich noch wieder zur Schule, und dann zum Paſtor gehen mußte, um den nächſten Oſtern confirmirt zu werden.

Während meines erſten Aufenthalts in Hamburg hatte ich dort ſchon ſoviel gelernt, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als ſobald wie möglich dorthin zurückzukehren. Ich war es längſt überdrüſſig, daheim zu Hauſe zu ſitzen und Bouquets zu machen, oder auch die Roſenknospen an Stöcke zu binden, die dann für ordentliche auf dem Stengel gewachſene Roſen von Anderen verkauft wurden.

Außerdem hatte es meinem Vater ganz gut gefallen, ſeit ich zum erſten Male in Hamburg Geſchäfte mit Blumen und Früchten gemacht hatte, indem ich auch jeden Sonnabend mehr Geld gab, als er erwartete. Etwas auf die Seite zu ſtecken und es zu vernaſchen, fiel mir damals noch nicht ein, indem ich bis dahin eigentlich kein anderes Backwerk kennen gelernt hatte, als Pfannekuchen

und Klöße von der größten und dickſten Sorte, und höchſtens zu Weihnachten braune Kuchen.

Kaum war ich alſo confirmirt, und waren im Frühling die erſten Veilchen und Schlüſſelblumen da, ſo mußte ich auch wieder nach Hamburg, um den Handel auf die alte Weiſe zu betreiben.

Ich war ſehr froh darüber und fühlte mich um ſo mehr, als ich nun doch das Bewußtſein hatte, nicht mehr zu den Schulkindern, ſondern zu den erwachſenen Mädchen zu gehören. Ich hatte einen ganz neuen Anzug, einen ſchönen rothen Rock, eine Jacke mit buntgeſticktem Latz und ſilbernen Ketten und feinen Sammtſchuhen erhalten, und meine Zöpfe waren ſo ſtark und lang, daß ſie mir bis auf die Waden herunter hingen. So oft ich mich ſo in dem Spiegel ſah, bildete ich mir nicht wenig darauf ein, und machte ich mir ſchon große Hoffnungen, daß alle Herren ihre Blicke nur auf mich werfen und von mir allein kaufen würden.

Mein Vater rieth mir, meinen Stand künftig am Jungfernſtieg zu nehmen, und bald gab die eigene Klugheit mir es ein, als ſolchen den Platz

vor einem großen Hôtel zu nehmen, wo die vornehmen Herren und großen Reisenden immer ein- und ausgingen. Meine Erwartungen an dieser Stelle waren um so größer, als ich schon so mancherlei davon erzählen gehört hatte von den anderen Vierländerinnen, welche gute Geschäfte sie dort oft mit den reichen Russen und Engländern gemacht und wie sie oft Goldstücke für ein einziges Bouquet erhalten hätten.

Natürlich lebte ich der Hoffnung, daß es mir nicht schlechter gehen würde, denn ich konnte mir sagen, daß meine Bouquets so hübsch und zierlich gebunden waren, wie irgend andere.

Meine Erwartungen und Hoffnungen wurden aber noch weit übertroffen, wie ich bald erfahren sollte. Mein Anzug war aber auch so hübsch, und mein Hemd mit den weiten Aermeln so weiß und fein, daß ich den vornehmen Herren wohl in die Augen fallen mußte.

Schon die vorübergehenden Hamburger Herren sahen alle auf mich und lächelten mir zu, so daß ich oft meine Augen schamroth niederschlagen mußte.

Ich stand vor dem Hôtel St. Petersburg, und bald kam ein junger Marqueur sehr oft vor die Thüre, stellte sich neben mich und fing ein Gespräch mit mir an, was mir sehr wohl gefiel, denn der junge Mensch mit den langen schwarzen Haaren und der grünen Schürze war ganz hübsch. Ich vergaß darüber ganz meinen Handel mit den Blumen und konnte bald recht gut bemerken, daß, wenn der hübsche Marqueur bei mir stand und die vornehmen Herren vorübergingen, diese mich nicht mehr ansahen.

Das verdroß mich denn doch, denn ich mußte mir sagen, daß ich lieber von den vornehmen Herren als von dem Marqueur angelächelt werden wollte. Der Marqueur hatte jedoch schon allerlei von seinem Herzen und von Liebe gesprochen und mir offenbart, daß er nicht schlafen könne, seit ich vor dem Hôtel St. Petersburg gestanden habe.

Das rührte mich und mein Herz ward so zu ihm hingezogen, daß ich oft meinen Blumenhandel und Alles vergaß, wenn mein Geliebter lange nicht zu mir heruntergekommen war, vermuthlich

darum nicht, weil er dort oben zu viel zu thun hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er mir des Abends auch Braten, Torten und sonst allerlei Leckerbissen zugesteckt, die ich dann in meinem Keller aufnaschte.

Wie sehr mich das für meinen hübschen Geliebten mit den langen Haaren und der grünen Schürze eingenommen hatte, kann man sich leicht denken. Ich fühlte zum ersten Male in meinem Leben, was Liebe ist.

Bald aber kam die Zeit, wo die vornehmen Reisenden zahlreicher als sonst Hamburg besuchten. Mein Geliebter hatte jetzt nur sehr wenig Gelegenheit, sich auf einige Minuten zu mir herunter zu stehlen, und einige verliebte Worte mit mir zu wechseln oder mir ein Stück Braten oder Torte zuzustecken.

Als er so eines Abends einige Minuten seufzend und mit verliebten Blicken neben mir gestanden hatte, flüsterte er mir zu, daß ich mich vor den reichen Russen und Engländern nur in Acht nehmen solle.

Ich lachte und antwortete: „Ach! — du bist nicht klug. Ich weiß mich in Hamburg wohl

in Acht zu nehmen. Sei nur nicht bange, daß ich dir untreu werde."

Damit entfernte sich mein Marqueur, als plötzlich geklingelt wurde und ich ging bald darauf nach meinem Keller, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen, weil die reichen Russen und Engländer mir noch gewaltig im Kopfe herum gingen. Als ich einschlief, schwur ich mir aber noch hoch und theuer, meinem hübschen Marqueur im Hôtel St. Petersburg für all seine leckeren Stücke Braten und Torte treu zu bleiben bis in den Tod.

Als ich am folgenden Tage auf meiner gewöhnlichen Stelle stand, sah ich, daß ein großer corpulenter Herr aus der Chaise stieg. Mein Geliebter hatte an Reisesäcken, Mänteln und sonstigem Gepäck übermäßig zu schleppen.

Der ersichtlich vornehme Reisende machte ein so brummiges Gesicht, daß mir fast bange wurde und ich dachte sogleich, daß das gewiß ein russischer Bär sei, vor dem man sich in Acht zu nehmen habe, daß er nicht beiße.

Am folgenden Morgen sah ich diesen Herrn mit demselben finsteren und mürrischen Gesichte

an mir vorbeigehen, ohne daß ich es wagte, ihm meine Sträuße mit Erdbeeren entgegen zu halten und ihn zum Kaufen aufzufordern.

Er kehrte erſt gegen Abend zurück, doch ſah er weniger mürriſch und grimmig aus, als am Morgen und am Tage vorher. Er ſchien jetzt ganz heiter und guter Laune, wahrſcheinlich nur darum, weil er ſich in Hamburg ſchon ganz gut amüſirt hatte.

Als er neben mir war, ſtand er plötzlich ſtille und fragte mich, ob ich keine Erdbeerenſträußchen mehr habe. Ich zeigte ihm die paar letzten, allein dieſe gefielen ihm nicht, und meinte, ob ich am nächſten Morgen nicht friſche und beſſere habe. Ich bejahete das. — Darauf ſagte er mit einem freundlichen Blick, daß ich dann mit dieſen am nächſten Morgen zu ihm auf ſein Zimmer No. 4 kommen möchte.

Ich nickte lächelnd, doch verſchämt und zögernd, weil ich nicht recht wußte, was ich thun ſollte.

Bisher war ich noch nie zu einem Herrn auf das Zimmer gegangen, weil eine ſolche Beſtellung noch nie bei mir gemacht worden war.

Ob mein gebildeter Marqueur diese Unterhaltung mit dem vornehmen Reisenden bemerkt hatte, weiß ich zwar nicht, doch möchte ich es glauben, denn bald darnach kam er zu mir herunter und fragte mich, ob der reiche Russe mir auch etwas abgekauft habe.

Als ich ihm erzählte, was vorgefallen war, und daß ich dem Herrn am anderen Morgen Erdbeerenbouquets auf sein Zimmer bringen sollte, sagte er, das solle ich nur ja nicht thun, denn dann sei ich gewiß verloren. Er sagte dies so drohend und so ängstlich, daß ich lachen mußte. Indessen versprach ich ihm, dem Herrn nicht Folge zu leisten und zu warten, bis er mir hier vor der Thüre Erdbeerenbouquets abkaufen würde.

Kaum war ich jedoch auf dem Heimwege nach meinem Keller begriffen, als ich sogleich ganz anders dachte.

Ich hielt die Drohung und Warnung meines zärtlichen Marqueurs für nichts weiter als für Eifersucht. Gewiß glaubte er in seiner Liebeshitze, daß auch der reiche Russe sich in mich verlieben würde oder schon verliebt habe.

Das ſchmeichelte meinem Ehrgeiz ganz gewaltig und ich beſchloß ſogleich, am folgenden Morgen ſo heimlich und unbemerkt als möglich zu dem Herrn auf das Zimmer No. 4 zu gehen und ihm meine Erdbeeren anzubieten.

Die Nacht verbrachte ich ſchlaflos, nachdem ich am Abend nach der Nachhauſekunft kaum hatte eſſen mögen. Die Einladung machte mir ſehr viel Unruhe und ich wälzte mich darüber in meinem Bette immer hin und her, von einer Seite auf die andere.

Was kann der Herr dir denn anhaben? dachte ich. Er ſah zuerſt ja ſo brummig und mürriſch aus, als wolle er mich auffreſſen, und gewiß hat er in ſeinem Rußland noch nie Erdbeeren gegeſſen. Warum ſollte ich ihm dieſes Vergnügen und dieſen Geſchmack alſo nicht gönnen? Mußte ich auch nicht hoffen, daß er ſie mir gut bezahlen würde, da er doch offenbar viel Geld habe. — Ne, mein zärtlicher Marqueur warnt mich nur aus Eiferſucht. Ich laſſe mir nichts weiß machen. Beißen wird der vornehme Herr mich nicht, dazu iſt er zu nobel, und bezahlen wird er gut.

Mit dieſen Gedanken ſchlief ich gegen Morgen endlich ein und träumte von nichts als von Louisdors, womit meine Schürze ganz gefüllt wäre.

Ich mußte auch jetzt noch im Schlafe ſehr unruhig gelegen haben, denn als ich erwachte, ſchalt und fluchte meine Schlafkameradin und ſagte, ich habe die ganze Nacht mit den Beinen geſpattelt und ihr dabei ſo in die Rippen geſtoßen, daß ſie auch gar nicht habe ſchlafen können. Mir müſſe ganz was Beſonderes geträumt haben, da ich mehrere Male gelacht und ganz tief geſtöhnt habe, wie ich es noch nie gethan.

Ich ſchwieg und dachte nach über meinen Traum, ſagte davon aber Nichts. Wirklich hatte mir ſo allerlei geträumt, was ich auf keinen Fall und um keinen Preis Jemanden erzählt hätte, wie ich mir jetzt dunkel wieder vorſtellen und in's Gedächtniß zurückrufen konnte. Ob ich bei dieſer Erinnerung roth im Geſicht wurde, weiß ich zwar nicht, doch glaube ich es. Weiter ſage ich Nichts. Der Traum war mir aber ſehr angenehm geweſen, auch abgeſehen von dem vielen Golde, das wußte ich wohl, und ich war noch

nie ſo vergnügt nach meiner Stelle vor dem Hôtel St. Petersburg gegangen, als an dieſem Morgen geſchah.

Ich zog mich ſorgfältiger an als gewöhnlich, und vergaß auch nicht, ein ſchneeweißes Hemd anzulegen, obgleich ich am Tage vorher erſt ein reines angezogen hatte. Auch meine langen und dicken Zöpfe flocht ich friſch, legte meinen Bruſtlatz ſorgfältiger als gewöhnlich zurecht, und — ging.

Mir klopfte das Herz aber doch immer ſtärker, je mehr ich mich dem Hôtel näherte.

Als ich auf meiner Stelle angelangt war, zitterte ich an allen Gliedern, ich weiß noch jetzt nicht warum. Angſt und Furcht konnten es nicht ſein, denn meine Luſt und mein Muth, zu dem reichen Herrn hinauf zu gehen, waren ungeheuer, ja mich verlangte heftig darnach, wie ich noch jetzt glaube, vor lauter Erwartung über das viele Gold, welches ich bekommen würde. Denn daß es bei dieſem Handel viel Geld lohnen würde, davon war ich überzeugt.

Endlich entſchloß ich mich, hinauf zu gehen, nachdem ich meine Erdbeerbouquets in dem Korbe

noch einmal sorgfältig zurecht gelegt und meinen Anzug mit sorgfältigen Blicken gemustert hatte.

Ich öffnete und schloß die Eingangsthüre so leise wie möglich. Es war auch wirklich Niemand da, der mich aufhalten konnte.

Das Zimmer Nro. 4 war bald gefunden. Ich zupfte noch einmal an Brustlatz und Aermeln und klopfte dann schüchtern an die Thüre.

Eine rauhe, brummige Stimme rief: „Herein!"

Hier ist es recht. Das ist er! dachte ich.

Ich öffnete leise die Thüre und trat schüchtern ein, mit der Frage: Ob dem Herrn jetzt etwas gefällig wäre.

Der vornehme Herr rekelte sich in Unterhose und Schlafrock auf dem weichen Sopha, in welchen er tief wie in ein Federbett hineingesunken war.

Als er mich erblickte, winkte er mir zu und sagte: „Nur hierher, du kleine Nachteule!"

Ich zögerte und wiederholte verlegen: „Ist dem Herrn etwas gefällig?"

Darauf fuhr der vornehme Herr empor und wiederholte: „Natürlich ist mir etwas gefällig, das habe ich dir ja schon gestern Abend gesagt.

Aber du mußt ſogleich zu mir kommen, denn wir Ruſſen verſtehen keinen Spaß, ſonſt brauchen wir Gewalt. Willſt du alſo gleich herkommen?

Jetzt wurde mir aber wirklich ängſtlich zu Muthe, ich ſtammelte daher ſchüchtern:

„Ich meinte, der Herr wolle mir etwas abkaufen.“ —

Und machte dann einige Schritte rückwärts.

„So muß ich wohl zu dir kommen und die Thüre verſchließen, damit du mir nicht gleich wieder davonläufſt, ehe ich dich bezahlt habe. Ich ſage dir nochmals, wir Ruſſen verſtehen bei jungen, hübſchen Mädchen keinen Spaß, beſonders wenn ſie ſo ſind wie du.“

Der vornehme Herr ſtand raſch auf, eilte auf mich zu, und — was jetzt mit mir geſchah, weiß ich nicht.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, hatte ich eben einen lauten Schrei ausgeſtoßen und lag quer über dem Sopha, ohne daß ich wußte, wie ich dahin und dazu gekommen war.

In demſelben Augenblick ſtürzte mein gelieb-

der Marqueur in das Zimmer, und fragte mit wildem und ängstlichen Blicke:

„Ob der Herr Graf nicht eben geklingelt habe?“ —

„Verdammter Heiducke!“ fluchte der vornehme Herr. Wer hieß dich ungerufen eintreten. Ich glaube, der Lümmel will mich zum Besten haben. Wären wir in Rußland, ließe ich dir hundert Knutenhiebe aufzählen. Marsch!“ —

Der vornehme Herr war sehr verdrießlich und ich — war roth über und über, wie ich deutlich an meinen glühenden Backen merkte. Ich erhob mich aus den weichen Sophakissen und suchte meine Erdbeerbouquets wieder in meinem Korbe zu sammeln, welche auf dem Boden lagen.

„Soll ich dich Lümmel erwürgen!“ sagte der vornehme Herr zu meinem Marqueur, welcher wie versteinert noch immer da stand, dann aber davon lief, als der reiche Russe Miene machte, seine Frage als bejaht anzusehen und diese Antwort in Ausführung zu bringen.

Ich suchte noch meine Erdbeerbouquets zusammen. Der Herr aber nahm seine gefüllte Börse

vor, warf mir daraus ein Goldstück in den Korb und sagte in der übelsten Laune:

„Hätte der Lümmel uns nicht gestört oder hättest du nicht geschrien, so würdest du funfzig Silberrubel bekommen haben, jetzt hast du den einen Quark für den anderen. Marsch! pack dich, wenn ich dich nicht hinauswerfen soll.“ —

Ich raffte meine noch übrigen gequetschten Erdbeeren zusammen und lief, was ich konnte, aus dem Zimmer.

Auf dem Corridor prallte ich mit meinem verliebten Marqueur zusammen, welcher noch da stand wie auf der Lauer.

Mein Gesicht that mir furchtbar weh von dem Zusammenstoßen, und mein Marqueur fluchte nicht sowohl hierüber, als vielmehr nur darüber, daß ich ohne seine Erlaubniß auf das Zimmer gegangen sei.

„So jung du noch bist,“ sagte er wüthend, so bist du doch auch schon eine Metze, ebenso gut als alle die Anderen. Du hast freilich geschrien, aber das hast du nur gethan, um deinen Kram noch einmal zu verkaufen, den du so gut als

möglich an den rechten Mann bringen willst. Ihr seid doch heilloses Volk mit Euren langen Zöpfen! Ich wollte dich heirathen und auch ein großes Hôtel mit dir anfangen, aber jetzt ist es aus mit uns. —

So schalt und tobte mein Marqueur noch eine Weile mit gedämpfter Stimme fort, und es war ein Glück, daß Niemand im ganzen Hause darauf aufmerksam wurde und daß die Geschichte so kein Aufsehen weiter machte.

Ich konnte auf alle seine Vorwürfe kein Wort antworten, sondern schlich weinend und verstört von dannen.

Als ich vor die Thür hinauskam, warf ich schnell ein Tuch über meine Erdbeeren, die noch weit verstörter und gequetschter aussahen, als ich selbst. Dann ging ich nach dem Wall beim Ferdinandsthor, warf den verdorbenen Inhalt meines Korbes in's Gebüsch und setzte mich auf eine Bank; die nach St. Georg hingekehrt war, sah vor mich nieder und weinte mich recht satt. Worüber? — ob über den vornehmen Herrn, das nicht in meinem Korbe befindliche viele Geld,

über meinen, nun freilich verlornen Marqueur, den ich wirklich recht von Herzen geliebt hatte, über die vorlornen Erdbeerbouquets oder — einen andern Verluſt, daß weiß ich wirklich nicht zu ſagen. Ich weinte lange und machte mir allerlei Vorwürfe. Endlich fiel es mir erſt wieder ein, daß der vornehme Herr mir ja einen Louisdor in den Korb geworfen, daß ich ſelbſt aber denſelben ſammt den Erdbeeren unter das Gebüſch geſchüttet habe in meiner Betäubung und bekümmerten Stimmung.

Ich ſtand ſchnell auf und ging wieder hin nach dem Gebüſch, unter welchem ich meinen Korb ausgeſchüttet hatte. Aber — o weh! Die Erdbeerbouquets waren auseinander geworfen und faſt alle, oder wenigſtens die beſſeren verſchwunden. Wahrſcheinlich hatten Knaben bemerkt, was ich gethan, die Erdbeeren, ſo viele deren noch gut und genießbar waren, und mit ihnen auch den Louisdo'r gefunden und mitgenommen.

So hatte ich alſo auch nicht einmal dieſen Erſatz für meinen Verluſt. Wenn das Unglück kommt, kommt es zu Haufen. Ich fing aber-

mals, und zwar recht bitterlich an zu weinen. Ich hatte so Vieles verloren und — was hatte ich nun dafür? — Nichts. Die funfzig Silberrubel, die Erdbeerbouquets, der Geliebte, die Aussicht auf ein großes Hôtel und eine stolze Madam darin zu werden, der Louisd'or — Alles — Alles — Alles war dahin! war verloren ohne Vortheil und Ersatz.

Zuletzt fing ich an, auf meinen Marqueur zu schimpfen, denn er war doch, wie ich mir sagte, an allem schuld. Hätte er nicht, von Eifersucht geplagt, vor der Thür gestanden und gehorcht, und wäre er dann nicht so plötzlich in das Zimmer gestürzt, welches der reiche Russe leider nicht verschlossen hatte, wie er doch wollte, so hätte ich die funfzig Silberrubel in der Tasche gehabt und wenigstens nicht alles verloren.

Ich nahm mir sogleich recht fest vor, mich nicht wieder mit einem Marqueur in Liebe einzulassen, wenn ich meinen Stand wieder vor einem anderen Hôtel nehmen sollte. Daß ich nicht wieder vor dem Hôtel St. Petersburg ausstehen wollte noch konnte, stand fest. Wie konnte ich

meinem Marqueur und dem vornehmen Herrn auch wieder vor Augen kommen?

Am Abend ging ich wieder nach meinem Keller zurück, ohne Geld und ohne Erdbeeren.

Ich hatte an diesem Tage viel erfahren, und kam mir wenigstens um zwei Jahre älter, klüger und vernünftiger vor, und war eigentlich stolz darauf. Ich wußte heute mehr als gestern und hatte erfahren, wie's mit uns Vierländerinnen in der Welt, das heißt in Hamburg hergehe, was mir denn gleichsam eine Erklärung alles dessen war, was ich früher hin und wieder dunkel und in Andeutungen flüstern gehört hatte.

Als ich am folgenden Tage mit meinen Erdbeerbouquets ausging, nahm ich einen weiten Umweg, um das Hôtel St. Petersburg zu vermeiden und bat den Portier in Streits Hôtel um die Erlaubniß, mich dorthin stellen zu dürfen, was mir auch erlaubt wurde.

Es erging mir hier vor Streits Hôtel eben so wie vor dem Hôtel St. Petersburg; ich erhielt von den Fremden und Reisenden Herren sehr oft Einladungen, ihnen Erdbeeren, Blumen

oder Aprikosen am anderen Morgen frisch und roth auf das Zimmer zu bringen, und ich konnte recht gut merken, daß es ihnen dabei mehr um mich selbst als um meine Sachen, die ich verkaufte, zu thun war.

Neben mir stand eine andere Bierländerin, welche aber viel älter war als ich.

Dabei war es mir sonderbar, daß die vornehmen Herren, wenn sie etwas bei mir kaufen wollten oder bestellten, mich jedesmal fragten, wie alt ich sei. Und wenn ich dann antwortete: „funfzehn Jahre," so sahen sie mich jedesmal mit einem ganz besonderen Vergnügen an, kniffen mich in die Backen oder faßten mich an den Zöpfen, und sagten:

„Du kleine Schelmin hast verdammt verliebte Augen, aber ich will hoffen daß du deine Zöpfe noch mit Ehren trägst?"

„Das will ich meinen, Herr!" — antwortete ich dann mit Festigkeit und Entschlossenheit, und sah dabei den vornehmen Herren recht dreist und keck in die Augen."

„Nun" versetzten sie dann, „weil du erst funf-

zehn Jahre alt biſt, ſo will ich dir es glauben. Komm nur morgen früh mit friſchen Blumen — oder Aprikoſen, wie es nämlich gerade an der Zeit war, auf mein Zimmer Nro. ſo und ſo, und ich werde dir vielleicht Alles abkaufen, wenn du dich handeln läßt.

„O ja, Herr," ſagte ich dann, ich laſſe mich handeln, und meine Erdbeeren — oder Aprikoſen und Pfirſichen ſind gewiß recht friſch und ſchön."

„Das will ich glauben," ſagte dann der vornehme Herr, du ſelbſt, eine kleine rothe Pfirſche. Alſo — komme du nur es ſoll dir gut bezahlt werden."

„Das verſteht ſich," ſagte ich dann immer dreiſter werdend, der reiche Herr werden ſich doch nicht lumpen laſſen, und meine Pfirſchen — ſehe der Herr einmal, — ſind friſch und ſchön, daß es eine Luſt iſt."

So ging es in Einem fort, den ganzen Sommer hindurch und ich machte mir wirklich recht viel Geld. Warum ſollte ich dieß überhaupt leugnen, ich verdiente oder erhielt Vieles neben bei,

weil die reichen und vornehmen Herren es förmlich auf mich abgesehen hatten.

Meine Nachbarin sah dabei immer sehr eifersüchtig und scheel aus, und meinte, ich solle den Herren doch nicht immer vorlügen, daß ich noch erst funfzehn Jahre alt sei, und vor allen Dingen solle ich mich nur nicht so schminken, um alle Tage rothe Backen zu haben. Sie wisse es längst besser, daß meine Backen von Natur lange nicht mehr so roth sein könnten, da sie das ja auch mit durchgemacht habe, und zwar länger, als ich dies durchmachen werde. Ich sehe jetzt mit funfzehn Jahren ja schon so blaß und ausgemergelt aus wie sie mit achtzehn Jahren noch nicht ausgesehen habe. Das käme aber nur davon her, weil die Herren zu dumm und ich zu dreist wäre, um meine Pfirsche immer als frische Waare zu verkaufen.

Zu dieser Eifersucht hatte meine Nachbarin aber immer ganz guten Grund, obwohl auch sie keineswegs frei war von den handgreiflichsten Lügen, wie ich es nur allzu gut wußte.

Wenn die Herren sie nämlich fragten: „Na,

mein schönes Kind, und wie alt bist du denn?“ und sie antwortete: „Achtzehn Jahre, Herr, bin ich im Frühjahr dicht vor Ostern geworden. Ganz gewiß“ — Da lachten die Herren ihr jedes Mal grade in das Gesicht, rissen sie förmlich bei den Zöpfen und antworteten:

„Achtzehn? — achtundzwanzig Jahre willst du wohl sagen. Und doch trägst du noch deine langen Zöpfe? Das will viel sagen. Ich glaube, du hättest sie schon vor zehn Jahren dreist abschneiden können.

Meine Nachbarin war auch wirklich fast achtundzwanzig Jahre alt, und das ärgerte sie eben, wenn die Herren ihr das sogleich auf den ersten Blick ansehen konnten. Und noch mehr ärgerte sie sich, wenn die Herren hinzusetzten:

„Du wirst wohl nicht älter als achtzehn Jahre, denn vor acht Jahren, als ich hier in Hamburg war, hast du mir schon dasselbe gesagt. Du kennst mich wohl nicht wieder, he? — weißt du nicht, daß ich dich damals auf No. 26 bestellt habe? — Deine Zöpfe hättest du also seitdem gerne abschneiden können, aber damit nehmt ihr es wohl

ſo genau nicht; denn wenn auch die Zöpfe fehlten, wäre es mit dem Handel hier ja ganz aus.“

Ich mußte jedes Mal laut auflachen, wenn die Herren beim Fortgehen dergleichen ſagten, und ich glaube, daß ich dann immer recht keck und höhniſch lachte, was meine Nachbarin noch mehr verdroß, als die Redensarten, die ſie von den vornehmen Herren hinnehmen mußte.

So ging dieſer Sommer und auch noch der darauf folgende vorüber, indem ich meinen Stand vor Streit's Hôtel feſthielt, obgleich ich mit meiner Nachbarin auf obige Weiſe in beſtändigem Streit und Hader lebte.

Endlich aber ward es mir doch zu viel, und ich verlegte gutwillig meine Stelle von dort nach dem Stadttheater, was im nächſten Sommer geſchah. Ehe ich davon weiter erzähle, habe ich jedoch noch eine Begebenheit nachzuholen, welche mich ſogar mit der Polizei in Berührung brachte und damals überhaupt in ganz Hamburg viel Aufſehen machte.

Eines ſchönen Morgens nämlich lag ein vornehmer Herr, der, wie ich ſpäter erfuhr, ein Eng-

länder und als ſolcher enorm reich war, im Fenſter und kuckte zu mir herunter. Als er dies wohl eine halbe Stunde gethan und ich ihm von Zeit zu Zeit einen meiner Sträuße hingehalten und dabei zu verſtehen gegeben hatte, daß er mir einen ſolchen abkaufen möchte, winkte er mir zu mit dem Bedeuten, daß ich nur hinaufkommen möchte.

Natürlich leiſtete ich ſeiner Aufforderung ſogleich Folge und ging auf ſein Zimmer, welches ich, ſo bekannt ich bereits dort war, auch bald aufgefunden hatte, ohne daß ich mich bei einem Marqueur erſt näher zu erkundigen brauchte.

Ich trat alſo bei dem Herrn ein und hielt ihm einen Strauß hin, mit der Frage: „Will der Herr?“

„Yes my Dearn“ — ſagte er mit finſtern Blicken, mit denen er mich aber ſcharf und fragend anſah, und mit einer wo möglich noch finſterern Stimme.

Dann kam er, beide Hände in den Taſchen, in ſeinem langen rothſammtnen Schlafrock auf mich zu und wollte mich küſſen.

„Nein, Herr,“ ſagte ich, „hier iſt ein Strauß.“

„No Strauß, Goddam“ — Kuß!“ fuhr er gehend und brummend fort. Y lik — Kuß und bezahl gleich. Da —“

Bei dieſen Worten hatte er aus einer Taſche ſeines Schlafrockes ein Packet Zettel hervorgezogen von denen er mir einen gab.

Jetzt konnte ich es wirklich nicht länger über's Herz bringen ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Ich blickte alſo mit verſchämtem Lächeln ihn an und wiſchte mit meinem Hemdsärmel mir den Mund, wie zum Zeichen, daß ich ihm ſeinen Wunſch erfüllen wolle und daß er mich nur dreiſt küſſen dürfe. Statt dieſes aber zu thun, blieb er ruhig ſtehen, blickte mich fortan feſt an und ſagte, mit dem Fuße ſtampfend:

„Goddam! y will — Kuß —“

Ich ſah nun wohl ein, daß ich, wenn ich den Bankſchein nicht wieder herausgeben wollte, ich mir ein Herz faſſen und ihn küſſen müſſe.

Das that ich denn auch, und wie es mir ſchien, war er damit ſehr zufrieden. Jetzt wiſchte auch er ſich den Mund, drehte ſich auf die Seite und ſagte:

„Ganz gutt, ganz gutt. Y bezahl gern dafür. Nicht zu theuer das Kuß. Fare well!“ —

Damit war ich entlaſſen.

Am andern Morgen ging ich ſogleich in einen Laden, um mir für meinen Zettel, den ich für einen preußiſchen Thalerſchein hielt, ein neues rothes Tuch zu kaufen. Ich ſuchte mir ein's aus und legte meinen Zettel auf den Tiſch, indem ich einige Schillinge wieder herausbekommen ſollte.

Der Ladendiener ſah erſt den Zettel und dann mich ſehr aufmerkſam an, und fragte dann, ob ich mir nicht noch etwas mehr ausſuchen wolle. Dabei legte er mir noch verſchiedene andere Stöße von Tüchern und Schürzenzeugen vor und forderte mich mit einer unermüdlichen Beredſamkeit auf, doch noch zu wählen und zu kaufen, worauf ich nur immer erwiederte, daß ich durchaus nicht mehr kaufen wolle, und er mir das übrige Geld nur herausgeben möge.

Mittlerweile hatte ich nicht bemerkt — oder hatte ich es bemerkt und dachte mir weiter nichts dabei? — genug, mittlerweile hatte mein Ladendiener den Zettel an ſeinen Herrn gegeben und

ihm dabei einige Worte zugeflüſtert, denn daß beide heimlich mit einander ſprachen, bemerkte ich recht gut, ohne daß mir dieſes jedoch im Allergeringſten auffiel. Es ſprechen ja ſo oft Herr und Ladendiener mit einander, was den Dritten nichts angeht.

Während alſo der Ladendiener kein Ende darin finden konnte, mir Waaren vorzulegen, die ich gebrauchen und nicht gebrauchen konnte, ſo daß es mir am Ende vorkam, als habe der Ladendiener mich zum Beſten, — trat ein Officiant vom Stadthauſe in den Laden, kam gerade auf mich zu und verlangte von mir, daß ich ihm zum Polizeiherrn folgen ſolle.

Man kann ſich leicht denken, wie beſtürzt ich wurde, als mir plötzlich ſolche Weiſung wurde, während ich mir doch nicht das Geringſte bewußt war und überhaupt noch nie auf dem Stadthauſe und vor dem Polizeiherrn geweſen war. Ich flog zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub.

Der Officiant brachte mich, wie geſagt, nach dem Stadthauſe, wo ich erſt lange warten mußte, um dann, ohne weiteren Aufſchluß über das zu

erhalten, was ich verbrochen haben ſolle, nach der Wache auf dem großen Neumarkt gebracht zu werden.

Da es gerade Montag war, und am Abend noch viele Arreſtanten eingebracht wurden, und zwar von der roheſten und ordinärſten Sorte, ſo kann ich nicht ſagen, was ich hier in der einen Nacht auszuhalten hatte an Spott und Hohn und gemeinen Redensarten, indem die ordinären Butje's mich betrachteten und behandelten als ein gemeines öffentliches Mädchen, die ſich auf den Wällen und in den Gängen umhertreibt. Was ich auszuhalten und hinzunehmen, ja mit der größten Geduld anzuhören hatte, war ſchrecklich und furchtbar. Noch kränkender und empörender war es für mich, daß ſelbſt die anſtändigeren und beſſeren jungen Leute ihr Geſpötte mit mir trieben und ihren Schimpfreden freien Lauf ließen, indem ſie ganz offen erklärten, es ſei gut, daß uns Bierlörderinnen das Handwerk der Freudenmädchen auf einmal gelegt würde, indem es ja ſtadtbekannt ſei, wie wir es hin und wieder trieben.

Auf alle diese Schmähungen und Beschimpfungen hatte ich keine andere Antwort, als daß ich unaufhörlich weinte. Was sollte ich auch machen unter dieser rohen und ordinären Gesellschaft, die sich die Zeit und das Ungemach des Gefängnisses damit vertrieb, schlechte zotige Witze zu reißen und sich in gemeinen Redensarten zu überbieten.

Ich saß in einer Ecke und verbrachte eine Nacht, wie ich sie in meinem Leben noch nicht durchwacht hatte. Ich kann darüber nichts weiter sagen, als daß ich in einer Räuberhöhle unter Dieben und Mördern zu sein glaubte.

Ach! wie bald sollte ich mit Schauder und Entsetzen hören, wofür ich selbst gehalten wurde!—

Endlich kam der langersehnte Morgen heran und am hellen lichten Tage, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und alle Straßen mit Menschen angefüllt waren, wurde ich mit meinem Korbe und unter allen Vagabonden, Butje's, Versoffenen, Dieben und wer weiß ob nicht auch Mördern? — im bunten Aufzuge und an-

gegafft und verhöhnt von allen Vorübergehenden, nach dem Stadthause geführt.

Hier angekommen, wurde ich mit den Uebrigen in das ſogenannte Vogelbauer eingeſperrt und hier ging das Schmähen und Moleſtiren von Neuem los, indem der Eine mich ſo unſanft an den Flechten riß, daß ich hätte laut aufſchreien mögen, und der Andere ſich über mein weißes Hemd luſtig machte, deſſen Aermel im Verlaufe der Nacht bereits ſo ſchmutzig geworden waren, daß ich ſie nicht wieder erkannte.

Endlich, nach einem langen, langen Warten wurde ich herausgerufen und vor den Polizeiherrn geführt.

Wie wurde ich beſtürzt und verlegen, als ich hier jenem reichen Herrn gegenübergeſtellt wurde, der mir den vermeintlichen preußiſchen Thalerzettel gegeben hatte. Ich war ſo verblüfft und zerſchmettert, daß ich keine Beſinnung mehr hatte, und eigentlich nicht mehr wußte, was um mich herum vorging. Der einzige Gedanke, deſſen ich anfangs noch mächtig war, war der, daß der reiche Engländer alſo wohl mein Ankläger ſein

müſſe; und ich kann nicht beſchreiben, wie dies mich zu Boden ſchlug.

Ich kam erſt wieder zur Beſinnung, als der Polizeiherr den Zettel in die Höhe hielt und den vornehmen Engländer fragte, ob das der Zettel ſei, den er mir gegeben habe? —

Der Herr nahm gleichgültig den Zettel, beſah ihn und ſagte dann immer mit derſelben Ruhe und Gemächlichkeit, ſo viel ich verſtand, folgendes:

„Yes — das iſt geweſen mein Zettel. Ich habe nicht geben wollen 50 Pfund Sterling für ein Kuß, aber weil das Mädchen nun einmal hat bekommen ihn, ich will nicht haben wieder. Goddam! I am Gentleman! Die Mädchen muß haben etwas für ſein Schreck.“ —

Alſo das war es! Ich war für eine Diebin erklärt und angehalten worden, und zwar von dem Ladendiener oder dem Manufacturwaarenhändler, bei dem ich das rothe Tuch hatte kaufen wollen.

Der reiche Engländer ſchien über das, was mir widerfahren war, ordentlich betrübt zu ſein. Er ſtreichelte mich, ſelbſt vor dem Polizeiherrn, über die Backen und ſagte ungewöhnlich ſanft:

„Ich werde wieder gut machen, my Dearn. Yes, Goddam! nicht wahr, ich bezahl gut für ein Kuß? Komm wieder zu mir mit dein Strauß, das iſt ein Quark, ich will haben Kuß; ich bezahl gutt dafür, yes!“ —

Damit war die Sache vor der Polizei denn abgemacht. Ich hatte, wie ich jetzt, nachdem der Polizeiherr mir den Zettel wieder gegeben hatte, erfuhr, zwar 50 Pfund Sterling, aber doch auch übermäßig viel Schimpf und Schande in den Kauf bekommen.

Am Ende freute es mich aber doch, daß der Ladendiener oder Manufacturwaarenhändler ſo ehrlich und rechtſchaffen geweſen war, mich zu verdächtigen und mich auf dem Stadthauſe anzugeben. Wenn ich ſtatt zu ihm und in ſeinen Laden, zu einem Anderen gegangen wäre, wer weiß, ob dieſer Andere ſo rechtſchaffen geweſen wäre und ob er mir nicht aus meinem Bankſchein von 50 Pfund Sterling wie aus einem preußiſchen Thalerzettel wieder herausgegeben haben würde.

Meinen Kuß hatte ich auf dieſe Weiſe alſo ſehr gut bezahlt erhalten und von jetzt an freute

ich mich wirklich recht sehr über den Besitz dieser 50 Pfund Sterling, ein Capital wie ich es noch nie so groß in Händen gehabt hatte.

Da meine Angelegenheit auf dem Stadthause sogar ein großes Aufsehen machte und selbst die Herren auf dem Stadthause mir Glück wünschten und mich neckend fragten, ob der Kuß denn wirklich so schön und so viel werth gewesen sei? — so konnte es nicht fehlen, daß die Sache in ganz Hamburg mehr und mehr verbreitet und selbst an der Börse besprochen wurde, zumal sie, wie ich glaube, auch in den Blättern gestanden hatte. Ich wurde darnach so bekannt, wie keine andere Vierländerin und hatte seitdem mit Fragen und anderen Bestürmungen viel auszustehen, jeder wollte die, welche von einem reichen Engländer für einen einzigen Kuß 50 Pfund Sterlinge bekommen hatte, sehen.

Man kann leicht denken, daß dieses Stadtgespräch mich etwas stolz machte, und daß ich es sogar nicht ungern hörte, wenn man mich damit neckte, weil es doch immer nichts Geringes war,

von einem reichen Engländer für einen einzigen Kuß ſo viel Geld empfangen zu haben.

Die anderen Vierländerinnen ärgerten ſich über mein Glück nicht wenig, wie ich recht gut merken konnte, und ich glaube, ſie hätten gerne noch viel mehr dafür gegeben, wenn ſie auch nur ſo viel Geld bekommen hätten.

Ich verlegte jetzt meinen Stand nach dem Stadttheater, wo jeder Vorübergehende mich noch Wochen lang mit Lächeln anſah, und ich erhielt Beſtellungen auf Küſſe — wie ich ehrlich geſtehen muß, — und nicht ſowohl auf Früchte oder Blumen, ſo daß ich, wenn ich es auch hätte wollen, doch lange nicht Alle befriedigen konnte. Jeder ſuchte bei mir gewiß noch eine ganz beſondere Süßigkeit, von der er glaubte, daß der reiche Engländer gerade dieſe ſo hoch und theuer bezahlt habe.

Von nun an zog ich alſo nach dem Stadttheater und nahm dort meine Stelle zum Verkauf. Auch hier hatte ich, wie ich wohl behaupten darf, ſehr viel Zuſpruch; alte und junge Herren wollten gerne mit mir zu thun haben

und knüpften ſelbſt im flüchtigen Vorbeigehen Geſpräche mit mir an, auf die ich mich nicht immer einlaſſen konnte. Ich muß hier aber geſtehen, daß die jungen und alten Herren, hier im Eingange des Theaters ſich förmlich um mich riſſen, und daß ich eigentlich mehr Eroberungen machte, als ich wollte und überhaupt aushalten konnte. Vielleicht hat noch keine Vierländerin in dieſer Hinſicht ſo viel ausgehalten, als ich jetzt auszuhalten hatte. Man würde ſtaunen und ſich wundern, wenn ich Alles ganz auserzählen wollte, aber das würde dann mehr ſein, als zarte und delicate Ohren zu hören vertragen können.

Sehr bald konnte ich auch bemerken, daß meine Geſundheit nicht wenig darunter litt, daß nicht blos meine ſonſt ſo ſtarke und volle Bruſt von Tag zu Tag immer welker wurde, ſondern daß auch mein ganzer Körper abmagerte und ein gewiſſes abgelebtes Ausſehen bekam.

Dieſes Hinwelken meines ſonſt ſo friſchen und blühenden Körpers that mir indeſſen Schaden, wie ich indeſſen ſehr bald bemerken konnte, denn die Herren ſchenkten mir weniger Aufmerkſam-

keit als früher und gingen mit Gleichgültigkeit an mir vorüber, oder wenn ſie mich etwa aufmerkſam anblickten, ſo geſchah dies mit einem höhniſchen Lächeln.

Das ärgerte mich denn doch, und ich ſann deshalb auf Mittel, durch welche ich meine verblühten jungfräulichen Reize wieder auffriſchen und reſtauriren könnte. Geſchminkt hatte ich mich in der letzten Zeit ſchon immer, weil ich glaubte, daß dies bei meinem Stande am Theater durchaus nothwendig ſei. Von nun an that ich dies mit noch größerem Fleiß, und ich darf wohl ſagen, daß ich es in der Geſchicklichkeit, Roth und Weiß auf mein Geſicht zu legen, zu einer nicht geringen Fertigkeit brachte. Daneben pflegte ich auch meinen Körper, und aß alle Abend, wenn ich in meinen Keller zurückkehrte, ſo viel Beefſteak und Eier, als ich nur irgend bezwingen konnte.

Durch dieſe aufgebotene Sorgfalt bemerkte ich denn bald, und beſonders, wenn ich mich vor dem Spiegel ſo recht aufmerkſam betrachtete, daß mein Ausſehen wieder viel beſſer wurde.

Auch die Herren ſchienen dies zu finden, denn meine Blumen wurden von nun an wieder mehr gekauft als früher, und auch die Zahl meiner Anbeter vermehrte ſich, obgleich Alles im Stillen und Geheimen abging. Es verging auch keine lange Zeit, als ein junger Fremder ſich förmlich in mich verliebte. Mit glühenden Augen flüſterte er mir eines Abends zu, als er in den Zwiſchenacten, wo es in der Vorhalle des Theaters wie bekannt, nicht eben ſo lebhaft iſt, mir einen Strauß abkaufte, daß er mir etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe und daß ich ihm daher einen Ort beſtimmen möge, wo er mich an demſelben Abend noch, und zwar ſogleich nach der Vorſtellung ſprechen könne.

Ich willigte ſogleich in ſeinen Wunſch, und da ich im Laufe der Zeit oder vielmehr der Abende durch die Herren ſelbſt mit verſchiedenen ſogenannten Abſteigequartieren bekannt geworden war, ſo beſtimmte ich ihm ſogleich ein Haus und ein Zimmer auf dem Dammthorwall, wo wir unſere Zuſammenkunft abhalten konnten.

Mein Herr ließ dort auch wirklich nicht lange

auf ſich warten. Denn kaum war die Theatervorſtellung geſchloſſen und kaum hatte ich mich an dem bezeichneten Orte eingefunden, die Madam mit dem zu erwartenden Beſuche bekannt gemacht und mich auf das Sopha geſetzt, als auch mein Verehrer in das Zimmer trat und mit ausgebreiteten Armen und einer Heftigkeit, wie ich ſie noch nie erlebt und erfahren, auf mich losſtürmte.

Als ſein erſtes Feuer einigermaßen gelöſcht war, und er mich wohl tauſendmal geküßt, an ſich geriſſen und ganz zum Erſticken gedrückt hatte, ſagte er mir, daß er ſchon lange, ſeitdem er von Zeit zu Zeit nach Hamburg gekommen ſei, darnach geſchmachtet habe, einmal eine junge und hübſche Vierländerin mit ſo langen und dicken Zöpfen zu haben, wie er mich jetzt habe, und daß er daher über meine Errungenſchaft ungeheuer glücklich ſei.

Dabei küßte und herzte er mich fortwährend mit einer Verliebtheit, wie ſie mir in Hamburg kaum einmal widerfahren war, als ich erſt funfzehn, ſechszehn Jahre alt war. Man kann ſich

leicht denken, daß ich nun immer schüchterner und spröder that, und um so mehr, als ich sah, daß dies sein Liebesfeuer nicht wenig in immer neue Gluth versetzte, und ich erwarten konnte, daß er mich für die Erwiederung dieser Liebe nicht schlecht belohnen würde.

Unterdessen hatte er auch seine goldene Uhr mit dicker goldener Kette auf den Tisch gelegt und eben so seine Börse, welche, wie ich mit Wohlgefallen bemerkte, mit Goldstücken reich gefüllt war.

Nach einigen Unterbrechungen erfuhr ich ferner, daß mein Verehrer und Anbeter der Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus dem Mecklenburgischen sei, und daß es schon längst sein höchster Wunsch gewesen sei, eine Vierländerin zu heirathen, so frisch, blühend, unschuldig und unberührt, wie ich es sei, bei welchen letzten Worten er meine Zöpfe mit einer schwärmerischen Zärtlichkeit erfaßte und nicht satt werden konnte, sie zu küssen.

Ich that, als wenn mich dies Alles nicht rührte, drehte mich etwas auf die Seite und blickte verschämt vor mich nieder. Als mein Anbeter diese Verlegenheit sah, umfaßte er mich noch heftiger,

und beſchwor mich, in ſeinen Wunſch zu willigen und ſeine Frau zu werden.

Ich ſchwieg und that ſo ſpröde, als es mir nur möglich war, indem ich ihm erklärte, daß dies wohl nur ſein Scherz ſei, und daß ich ja doch als Vierländerin mit dieſem Zeuge nicht ſeine Frau werden könne. Er meinte aber, das Zeug ſei ja nur Nebenſache und wenn ich nur einwillige, ſo ſolle ich mir gleich am anderen Morgen in einem Laden verſchiedene Kleider, ſo ſchön und theuer, wie ich nur wolle, nebſt dem übrigen Zubehör an Staat und Garderobe auswählen und mich ſo gleichſam in eine vornehme Dame umwandeln, ſo daß Niemand die Vierländerin in mir wiedererkennen ſolle.

Nach langem Widerſtreben, zahlreichen Einreden und noch zahlreicheren Bitten und Beſchwörungen willigte ich endlich ein, und — ich war die Verlobte eines jungen und reichen Mecklenburgiſchen Gutsbeſitzers. Meine Anſichten, daß der Vater meines Bräutigams am Ende in unſere Verheirathung nicht willigen würde, wußte derſelbe alle ſo abzufertigen und zurückzuweiſen,

daß ich am Ende nichts mehr dagegen haben konnte, ganz und bestimmt seinen Wunsch zu erfüllen.

Wir blieben bis Morgens 3 Uhr beisammen, wo mein Bräutigam nach abermals tausend Küssen und glühenden Umarmungen sich nach seinem Hôtel und ich mich nach meinem Keller begab, mit der Weisung, daß ich am anderen Abend mich hier nur wieder einfinden möge, um dann das Weitere mit ihm zu besprechen und zugleich die erste Umwandlung mit meinem Aeußeren vorzunehmen.

Am anderen Abend um 10 Uhr stellte ich mich denn auch zu unserem Rendezvous wieder ein, und man kann leicht denken, daß dies mit eben so viel Stolz als Freude geschah, indem ich schon den ganzen Tag nebst dem noch übrigen Theil der vorhergehenden Nacht sehr unruhig zugebracht hatte.

Als ich zu unserem neuen Rendezvous in das Zimmer trat, war mein erklärter Bräutigam schon da, und hatte auf dem Tische eine Masse von Stoffen zu Kleidern und Mänteln, eine Visite, einen kostbaren Hut und andere Sachen zum Ge-

ſchenke für mich ausgebreitet, daß ich wirklich in Erſtaunen und Verwunderung gerieth. Mein Bräutigam küßte mich, zeigte mir Alles und erklärte mir ſogleich, daß er auch ſchon ein Zimmer auf der Neuſtraße für mich gemiethet habe, wo ich ſo lange wohnen und mir Alles fertig machen laſſen ſollte, bis er dann nach acht Tagen wieder kommen werde, um mich abzuholen.

Ich überſpringe dieſe Zwiſchenzeit, weil die Erzählung der Vorgänge doch ſehr einfach ausfallen und den Leſer daher langweilen würde.—

Nach acht Tagen kam mein Bräutigam denn auch wieder mit derſelben oder wo möglich noch größeren Zärtlichkeit, indem ich ihm jetzt als eine ganz veränderte und vornehme Dame entgegen trat. Wir verlebten zuſammen einige glückliche Nächte, und reiſten nach drei Tagen ab nach dem Mecklenburgiſchen, wo das väterliche Gut meines Bräutigams ſich in der Nähe von G — befand.

Wir kamen dort ziemlich ſpät an, als ſchon faſt Alle zur Ruhe gegangen waren, bis auf einen alten Diener, der uns in Empfang nahm.

Ich erhielt mein Zimmer allein und hatte so Muße, um mich in meiner neuen Lage so schnell und so gut als möglich zurecht zu finden.

Am anderen Morgen wurde ich durch ein Gespräch geweckt, welches in einem anstoßenden Zimmer zwischen zwei Herren geführt wurde. Aus der Unterredung konnte ich sogleich abnehmen, daß dieselbe zwischen meinem Bräutigam und seinem Vater geführt wurde, und daß es sich dabei um meine Persönlichkeit handelte. Ich konnte nur soviel heraushören, daß der alte Herr dem Wunsche seines Sohnes in Betreff der Verheirathung zwar nicht entgegen sei, daß er mich aber doch erst näher kennen lernen und überhaupt mit meiner Herkunft und meiner Familie sich erst weiter bekannt machen wolle. So viel ich hörte, war der alte Herr sehr gutmüthig, keineswegs hart, und ich faßte darnach die feste Hoffnung, daß ich selbst die Verheirathung schon durchsetzen würde, indem ich mir in der Eile eine Familiengeschichte ersann, die ich meinem künftigen Schwiegervater vorlügen wollte, mit allen Auswanderungen und Sterbefällen, zurückgekom-

menen Eltern und ehemaligen Reichthümern, die ich damit hineinflechten wollte.

Kaum war ich mit diesen Erfindungen so einigermaßen im Klaren, als auch schon an die Thüre geklopft wurde, mein Bräutigam mit Anstand, doch mit Feuer eintrat und mich aufforderte, ihm zu seinem Vater zu folgen, damit er mich demselben sofort vorstellen und um seinen Segen bitten wolle, wobei er mir leise zuflüsterte, daß ich nur sogleich die Hand des Alten ergreifen und küssen, im Uebrigen aber so wenig als möglich reden solle.

Ich glaube wirklich daß ich so verschämt und befangen als nur möglich vor den alten Herrn trat, indem ich mich bückte und that, wie mir geheißen war.

Der Gutsbesitzer zog seine Hand aber zurück und bat mich, meinen Kopf doch nur zu erheben, damit er mein Gesicht sehen könne, um zu entscheiden, ob sein Sohn bei seiner Wahl auch guten Geschmack gezeigt habe, woran er jedoch nicht zweifle.

Als ich damit zögerte, faßte er mich zärtlich

beim Kinn, hob meinen Kopf in die Höhe, und sah mir mit freundlichen Blicken in die Augen.

Bald aber konnte ich bemerken, daß der alte Herr unruhig wurde, seine Brust sich zusammenschnürte, und erst Bläſſe, dann Röthe sein Gesicht überzog.

Etwas Aehnliches ging jetzt auch in mir vor, doch in umgekehrter Ordnung, indem ich erst roth und dann blaß wurde, wie ich recht gut fühlen konnte.

Was hierauf folgte, war eine Ohnmacht meinerseits und eine furchtbare Aufregung auf Seiten des Gutsbesitzers. Als ich erwachte lag ich auf einem Sopha und — Niemand war bei mir.

Es war keine Frage — wie ich mir jetzt sagen mußte — der alte Herr hatte mich wieder erkannt, wie ich ihn. Auch in seine Wünsche hatte ich einst gewilligt, als ich früher vor Streit's Hôtel stand, doch nur auf Augenblicke.

Nach einer halben Stunde trat ein Kutscher ein und sagte zu mir, er solle mich nach Boitzenburg fahren, wo ich dann mit der Eisenbahn weiter fahren könne.

Ich ſah wohl ein, daß ich dem Befehle Folge leiſten müſſe. Nach einigen Minuten ſaß ich in meinem neuen Staat denn auf einem Wagen? Keine Chaiſe, kein Stuhlwagen, ſondern ein gewöhnlicher Leiterwagen mit einem Strohſack, auf welchem ich neben dem Kutſcher ſaß. Als wir von dem Gute abfuhren, lief Alles zuſammen und lachte aus vollem Halſe. Man kann ſich vorſtellen, daß ich vor Scham nicht aufſehen mochte.

Der Kutſcher lachte und meinte, ich hätte ſeinen jungen Herrn wohl böſe anführen wollen und ob ich in Hamburg wirklich ein Freudenmädchen geweſen ſei? — Ich konnte ihm darauf nichts antworten.

Als wir auf einer einſamen Straße waren, faßte er mich um den Hals, küßte mich, was ich nicht abwehren konnte, und meinte, ich ſolle ihm doch meine Wohnung in Hamburg ſagen, dann wolle er auch mal zu mir kommen, wenn er einmal dorthin kommen ſollte.

Als ich vor Aerger und Verdruß fortwährend ſchwieg und mich von ihm nicht küſſen laſſen wollte, ſchien auch er ärgerlich und verdrießlich

zu werden, und fuhr nun, als wir gerade auf einem sehr schlechten Steindamm waren, so furchtbar in Galopp daß ich immer von einer Seite zur andern flog und mir alle Glieder wie mürbe zerschlagen wurden.

Als er mich dicht vor Boitzenburg abgesetzt hatte, erzählte er den Umstehenden mit Lachen, daß ich Eine vom Hamburger Berge sei und seinen jungen Herrn habe heirathen wollen, daß der alte Herr aber zum Glück noch hinter meinen Schwindel gekommen sei. —

So kehrte ich also nach Hamburg zurück. Und — was sollte ich nun machen? Nach den Vierlanden zu meinen Eltern zurückkehren mochte ich nicht, da ja meine Zöpfe abgeschnitten waren, und ich auch mein altes Vierländerzeug nicht mehr hatte. Ich ging also zu einer Wirthin im Ebräergang, die ich so halb und halb kannte, und ließ mich einschreiben. Von dieser Wirthin kam ich nach einiger Zeit nach den Hütten, wo ich jetzt noch bin und dem Besuch meiner Leser mit Vergnügen entgegensehe, wenn sie, woran ich nicht zweifle, meine nähere Bekanntschaft zu machen

wünſchen, wo ich ihnen das Uebrige gern mündlich erzählen will, was ich aus guten Gründen noch zurückbehalten und meinem Freunde, dem Schreiber dieſer Zeilen vorenthalten habe.*) —

*) Anm. des Verf. Dies iſt wahr.

Ich habe hierbei genug gebeten, mir doch auch die übrigen Geheimniſſe mitzutheilen, mit dem Verſprechen, daraus einen ganzen Roman zu machen, allein meine ſchöne Freundin blieb bei ihrer Weigerung.

Hamburg's
galante Häuser
bei
Nacht und Nebel.

Von

Baron von Rosenberg.

Siebente Auflage.

[2.]

Neustadt, 1860.
J. Wagener.

Ich war zum ersten Male in Hamburg, und da es mir weder an Zeit noch an Geld fehlte, so hatte ich keinen größeren Wunsch, als es in allen Richtungen und Neigungen, in allen Schichten der Gesellschaft und des Lebens, im Oeffentlichen und im Geheimen, im Hellen und im Dunkeln kennen zu lernen. Man wird diesen Wunsch bei einem Manne, der an Lebensgenuß gewöhnt ist und sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, die Leidenschaften der Menschen zu studiren und ihre geheimsten Neigungen zu beobachten, sehr natürlich finden. Ich hatte in dieser Beziehung die galanten nächtlichen Thorheiten und Schwärmereien der Wiener und Berliner, ja auch der Münchener und Prager kennen gelernt. Ich trage meine Libertinage nicht zur Schau, aber ich mache auch eben so wenig ein Hehl aus ihr, wie der Herr Casanova de Seingal. Da ich die galanten Thorheiten und bacchantischen Libertinagen

in Wien und Berlin kennen gelernt, so wollte ich nun die in Hamburg besonders aus dem Grunde kennen lernen, weil man mir so Vieles und Unerhörtes davon erzählt hatte. Ich wollte vergleichen und urtheilen, um den Hamburgern möglichen Falles das öffentliche Zeugniß geben zu können, daß sie wirklich größere Libertiner sind, als die Wiener und Berliner. Kaiser Franz erklärte bekanntlich ganz Wien für ein einziges H—haus; man hatte mir dasselbe, oder noch mehr, von Hamburg gesagt.

Um meinen Plan und Zweck desto sicherer und vollständiger zu erreichen, bedurfte ich eines Führers mit der gründlichsten Lokalkenntniß in den betreffenden Kreisen, Zuständen und Verhältnissen. Das Glück begünstigte mich. In dem famosen Delikatessen-Keller des Herrn Wilkens führte mich mein Stern mit einem sehr liebenswürdigen Manne und vortrefflichen Gesellschafter zusammen, wie ich ihn gebrauchte. Als Mann im Anfang der Vierziger, vergesellschaftet mit Hamburgs Gentlemens durch Passionen und Thorheiten, hatte er seit Jahren schon mit mir dasselbe Ziel verfolgt, war Spieler, Libertiner und

Schwärmer nach Umſtänden geweſen. Wir hatten kaum zwei Flaſchen Champagner miteinander geleert, als er mir ſchon verſprach, meinen Wunſch zu erfüllen und mich in allen höheren und niederen galanten Regionen von Hamburg umherzuführen. Wir wollten am folgenden Abend die Lanner ihre Sylphidenſprünge machen ſehen und dann vom Theater aus unſere Fahrt beginnen. Ich hatte den Salon bei Peter Ahrens, ein Haus der Schwiegerſtraße und des Dammthorwalls am erſten Abend meines Aufenthalts in Hamburg bereits beſucht, weil es meine Gewohnheit iſt, nach Ankunft in einer großen Stadt mich ſogleich von dem Kellner orientiren zu laſſen, und ich finde, daß dieſe Kellner auch in Hamburg ſehr dienſtwillige Leute ſind, daß es darunter wenigſtens einzelne recht ſachkundige Burſchen giebt, die ihren Gäſten das Bedürfniß an den Augen ablauſchen können.

Ich weiß nicht, aus welchem Anfall bizarrer Laune des Geſchmacks mein trefflicher Freund und Führer darauf beſtand, mich zuerſt in den Venusgrotten der Altſtadt umherzuführen. Ich begriff erſt ſpäter, um welche Claſſe es ſich hier handle,

und amüſirte mich an dem Gedanken, daß man den Tact gehabt hatte, die Altſtadt, den Sitz des En gros- und Welthandels, frei zu halten von Tempeln der nobeln Venus, um ſo jeden Schein zu meiden, daß auch die Handelsariſtokratie ſolche Genüſſe liebe und fördere.

Im Theater zeigte mein trefflicher Führer mir mehrere Gentlemen, welche im Beſitze der ſchönſten femmes entre tenues waren, zu welchen er mich zu führen verſprach. Als ich dieſes Anerbieten vielleicht mit etwas zweifelhaften Mienen hinnahm, ſagte er, ob ich vielleicht im Geringſten zweifle, daß wir von dieſen Schönen angenommen würden? Er erklärte mir, daß es keine von einem Reichen Unterhaltene gäbe, die nicht ihre zwei, drei junge Liebhaber habe, welche ſie mit Taſchengeld, wenn es ſein müſſe, reichlich verſorge, wodurch ſie ihrem Galan nicht ſelten jährlich auf 10,000 Mark zu ſtehen komme. Der Galan aber ſei großmüthig und verliebt genug, ſich den Schmerz dieſer Koſten nicht merken zu laſſen, ja, er zeigte mir ſogar Einen, welcher es gerne ſähe und ſelbſt begünſtige, wenn ſeine Unterhaltene einen recht feurigen jungen Liebhaber

nebenbei habe, damit ſie ihn ſelbſt in puncto puncti nicht in Verlegenheit ſetze.

Nach dem Schluß des Theaters und nach Exaltirung unſerer Phantaſie durch die graziöſen Sprünge der Lanner, welche mir ganz wie ein Heine'ſches Gedicht erſchienen, oder die, wie man ſagt, Heine tanzt, bat mein Freund mich, ihm zunächſt in ſeine Wohnung zu folgen, wo er für uns die Garderobe eines Elbſchiffers geſchafft habe, in welcher wir zweckmäßiger unſere Rundreiſe durchführen könnten.

Wir gingen dann alſo zunächſt nach dem Ende der Altſtadt und zwar nach der Gehrkentwiete, weil dort, wie mein Führer ſagte, gleichſam der Anfang oder das Ende der galanten Häuſer ſei. Wir waren kaum eine Brücke paſſirt, als wir ſogleich von einer in der Thüre ſtehenden Bajadere herangezogen und in das Empfangzimmer geführt wurden. Letzteres war höchſt eng, ſchmal und klein; es war kaum zu berechnen, wie wir in dem kleinen Raume Platz finden ſollten, da zwei Tiſche und vier Bänke, eine Schenke und ein aufrechtes Fortepiano kaum Luft zum Athmen übrig zu laſſen ſchienen. Unſere Schönen

ſchoben uns aber gewaltſam hinter die Tiſche, uns gleichſam einzupökeln wie die Häringe. Wir ſahen und empfanden ſpäter, was es heißt, durch neue Gäſte, die fortwährend ab- und zuſtrömen, in eine ſolche durch mehrere Gasflammen noch ſtärker erhitzte Atmoſphäre hineingepfercht zu werden. Was mich aber in Verwunderung ſetzte, war das ſchöne neue Fortepiano in einer ſolchen Umgebung. Der Virtuos dritten Ranges trug unaufhörlich Tänze vor und erſchütterte dadurch unſer Nervenſyſtem. Mein Freund verſicherte mir, daß wir dieſe Inſtrumental-Unterhaltung überall vorfinden würden, daß ſie gleichſam Bedürfniß geworden, und daß die Wirthe miteinander wetteiferten, die ſchönſten, modernſten und theuerſten Inſtrumente zu beſitzen. Die Wirthin präſidirte mit ihrer in vollem Staat befindlichen Corpulenz, und der Wirth, ein noch junger Mann, bewillkommnete die Eintretenden. Sieben, acht Mädchen drängten ſich durcheinander und nahmen nach der Reihe einen jeden der Eintretenden gleichſam in Beſchlag. Es waren meiſtens abgelebte Naturen, ohne beſondere Schönheit. Die meiſten Gäſte ließen ſich nur kurz von den Mädchen

feſſeln, tranken ein Glas Grog, ohne auf weitere Verhandlungen ſich einzulaſſen und drängten dann wieder nach der Thüre, um, wie ſie ſagten, die Runde zu machen. Die ſchmale Diele war dunkel und wir hörten, daß von Zeit zu Zeit Jemand die Treppe ſtolpernd hinaufgeſchoben wurde, während Andere gleich ſtolpernd und ſcheu im Dunkeln wieder herabeilten. Das Geſchäft ſchien ſchleunigſt beendigt zu ſein. Aus einem andern Zimmer tönte durch die Wand ein anderes Fortepiano, welches nicht ſelten mit dem diesſeitigen in arger Disharmonie ſich geltend machte.

Wir brachen auf, um dies andere Lokal Wand an Wand zu beſuchen. Das Zimmer war geräumiger, das Inſtrument paradirte auf einer Tribüne am Ende deſſelben, Schenke, Bänke, Tiſche wie vorhin. Nur die Mädchen ſchienen abgelebter. In ihrem Weſen lag etwas ordinair Derbes und Abgelebtes. Schiffer der Elbkähne, Theerjacken, Burſche in der Blouſe, und Arbeiter ſaßen auch hier neben anſtändigeren jungen Leuten und ließen ſich auf dem Sopha in der einen Ecke auf die dreiſteſte Weiſe carreſſiren, während der bejahrte Wirth daneben auf einem Sopha

auf der andern Seite des Ofens saß und gemächlich sein Pfeichen rauchte. Ein gutes intimes Verhältniß schien zwischen der jungen rüstigen Wirthin und dem kräftigen Clavierspieler obzuwalten, der gleichzeitig den Wirth machte. Dieselbe Strömung und Aufdringlichkeit hier wie in dem ersten Lokal. Nur selten gelang es einem Mädchen, einen Gast wirklich zu erobern. Auf der Treppe erhob sich jedoch auch hier von Zeit zu Zeit Gepolter auf- und abwärts. Es liegt ein bizarrer Charakter in diesem Verkehr, man muß sehen, wie die Scenen wechseln, wie dieselbe rohe und rüde Bajadere jetzt das gleichsam mit Theer und braunschwarzem Kohlenruß überzogene finsterbärtige Individuum verläßt, um gleich darauf wieder an einem jungen Burschen von sechszehn Jahren, der in Begleitung von Aelteren seinen Grog trinkt und seine Cigarre mit brutaler Haltuug raucht, dieselbe groteske Zärtlichkeit in der frechsten Darlegung zu verschwenden. Man muß diesen Gegensatz zur Poesie des Kusses und der Liebe beobachten. Mitunter geschieht eine Aufforderuug zum Gesange und aus abgelebten, schrillend rauhen Kehlen erhebt sich der Chorus:

„Prächtiges Berlin,
Von dir muß ich zieh'n";

oder:

„Ruck nicht so, ruck nicht so,
's kommt eine Zeit, die wieder froh";

oder es werden Zoten gesungen und von den Schönen mit Pathos und Frechheit dazwischen geschrieen, um die Begleitung des Fortepianos zu übertönen. Wer den Begriff der Zoten und und Equivoken kennen lernen will, welche der menschliche Sinn zu erfinden vermag, der muß diese Grotten besuchen, der muß hören, welche Ausdrücke und Vorstellungen hier aus weiblichem Munde strömen. Diesen Jargon der rüdesten Sprachkloake fand ich weder in Wien noch in Berlin; ich staunte über die Erfindungskunst in Ausdrücken und Begriffen voll der wildesten Galanterie.

Auf meinen Wunsch gingen wir weiter. Die roheste und frechste Darstellung des geheimnißvollen Geschlechtslebens hatte mir Kopfschmerzen verursacht. Aus dem weiteren Nebenhause tönte uns Harfengeklimper entgegen. Ich wünschte eine andere Gegend zu besuchen. Wir wurden fort-

gestoßen und gedrängt von einem unaufhörlichen Zuge tobender Bacchanten, und gelangten um Mitternacht nach der altstädter Fuhlentwiete, auch hier Haus bei Haus galante Häuser bei Nacht und Nebel; aber nicht blos das Aeußere, sondern auch das Innere der Venusgrotten ist sauberer und geschmackvoller. Wir befinden uns hier eine Stufe höher. Die Empfangszimmer sind größer und geräumiger, mit Geschmack und selbst mit brillanter Ueppigkeit decorirt, gemalt und vergoldet. Die Mädchen sind frischer, jünger und blühender, einige sogar voll Anmuth und Schönheit, schlank und blauäugig wie Juno, selbst gebildet in Rede und Haltung, wie es sein soll.

Mein Freund führte mich zuerst in „den goldenen Adler." Auch hier empfingen uns die melodischen Tanzrhythmen eines trefflichen Fortepianos und eine geschmackvolle Garderobe. Das Publikum ist weniger rüde gemischt, obwohl noch immer gemischt. Die Verschwendung der Zärtlichkeit sucht weniger das Grenzenlose der Oeffentlichkeit. Der Wirth, Hr. Sch., ein stattlicher Mann in den besten Jahren, und seine nicht unschöne junge Gattin halten offenbar auf eine anständige

Unterhaltung. Zoten legen ſich weniger breit und offen dar. Es wird paarweiſe gelacht, geflüſtert, geſungen, geſchäkert und getanzt. Nur wo eine Theerjacke einen derberen Ton nothwendig macht, tritt dieſer hervor, doch nicht ſchrankenlos. Noch nobler, geräumiger und brillanter fand ich, ein Haus weiter, „den goldenen Engel“ des Wirthes Hrn. W. Die Gattin paradirte hinter der Schenke in phantaſtiſch geputzter Corpulenz. Mein Freund flüſterte mir zu, ſie habe einſt die Firma „ſchwarze Lieſe“ geführt. Die Mädchen, auch wohl 10—12 an der Zahl, ſind größtentheils mit Geſchmack gewählt, die ſchlanke, blonde Juno neben der vollbuſigen brünetten Venus. Die Auswahl ſchien auf eine allſeitige Befriedigung des verſchiedenen Geſchmacks der Gäſte gerechnet zu haben. Große und Kleine, Dicke und Schlanke, Volle und Zarte! Das Publikum befindet ſich auch hier wie überall in einem ewigen Strome. Aber die Polizeiſtunde hat geſchlagen; die Tanzrhythmen des Fortepianos verhallen. Es beginnt eine mehr ſtille und trauliche Unterhaltung. Man merkt, die Schönen machen beſondere Pläne und werfen ſtärkere Netze aus, die ſicher feſſeln und fangen. Das

Zimmer wird leerer. Um nicht mit gefangen zu werden, eilen wir weiter, immer von Haus zu Haus, zur „Neuen Berliner Weißbier-Halle," zum „Freundſchaftlichen Verein," zur „Punſch-Harmonie," zur „Deutſchen Eiche." Der „Pferdeſtall," oder edler „Zum König von Preußen," ein Tanzlokal letzten Ranges mit ſchrillendem Spiel, iſt wegen verlaufender Polizeiſtunde leider ſchon geſchloſſen. Die Thüre des „Freundſchaftlichen Vereines" ſcheint ſchon geſperrt, aber wir öffnen und treten über die ziemlich finſtere Diele, auf welcher verſchiedene Unterhandlungen ſtattzufinden ſcheinen, in das Zimmer des Hintergrundes. Auch hier herrſchte bereits eine gewiſſe Stille und Ruhe. Die Gäſte, welche von den Mädchen careſſirt werden, und Letztere zum Theil auf dem Schooße halten, ſcheinen meiſtens ihre Frauen daheim zu haben. Die jüngere Generation iſt nur wenig noch vertreten, vermuthlich, weil für ſie mit der Polizeiſtunde auch daheim noch eine andere Beſchränkung eintritt. Die Wirthin zum „Freundſchaftlichen Verein" kann als Modell zu einer ſolchen Wirthin betrachtet werden, und in gewiſſer Hinſicht als entſprechendes untergeordnetes Pendant

voll Phlegma der Wirth. Die Mädchen ſind hier weniger anſehnlich und geſchmackvoll als im „Goldenen Adler“ oder im „Goldenen Engel“ oder in der „Weißbierhalle.“

Was meine Neugierde noch beſonders auf ſich zog, war das Erſcheinen einer Dame von bedeutendem Enbonpoint und nicht minder coloſſaler Figur überhaupt, an der Hand eines Mädchens. Mein Freund und Führer bezeichnete ſie mir als eine Mäklerin oder einen weiblichen Agenten in Mädchen. Sie iſt der Commis voyageur dieſes Geſchäftes und ſtets auf Reiſen nach dem Norden, Süden, Oſten und Weſten von Deutſchland. Sie ſchien in ihrer Stellung eine beſondere Würde zu beanſpruchen, die ihr denn auch von allen Mädchen wie von Wirth und Wirthin auf's Bereitwilligſte ertheilt wurde. In allen Geſichtern ſprach ſich die Abhängigkeit von dieſer Amazonenkönigin aus. Ein Wirth, deſſen Geſchäft blühen ſoll, kann ohne ſie nicht exiſtiren. Wirthe und Gäſte ſchwärmen für „friſche Waare,“ die, wie mein Führer mir erzählte, nicht ſelten ihren erſten Blüthenſtaub in der Fuhlentwiete unter den Händen eines ſteinkohlenrußigen und theerigen Jungen abſtreift, um

einige Wochen oder Monate oder auch Jahre ſpäter in der Schwiegerſtraße als neu erzeugter Schmetterling wieder aufzuleben und jetzt hier die Gentlemans zu careſſiren wie dort die Schifferknechte. Menſch bleibt Menſch. Es kommt Alles auf die Garderobe und das Savoirfair an. Wer die galanten Schwärmereien bei Nacht und Nebel liebt, darf nicht wiſſen, was vorher war und geſchah, um ſich eines unabweislichen Ekels zu erwehren und nicht mit der Theerjacke als Gentleman in denſelben Apfel zu beißen. Die galante Schwärmerei kennt hierin keinen Unterſchied und bezahlt heute in der Schwiegerſtraße mit einem Louis'dor, was ſie geſtern in der Fuhlentwiete, wenn Glück und Umſtände ihr hold waren, für acht Schillinge und ein Glas Grogh haben konnte. Mein Führer zeigte mir zwei Mädchen, welche abwechſelnd in der Schwiegerſtraße, in der Brunnenſtraße, in der Fuhlentwiete, wieder in der Schwiegerſtraße und wieder in der Fuhlentwiete geweſen waren, in deren Armen heute ein Gentleman und Ariſtokrat und morgen ein Schiffer und Fleetenkieker und ſo fort in abwechſelnder Reihe geruht hatte. Man könnte bei dieſem Gedanken den Appetit zu galanten Schwär-

mereien verlieren, aber mein Freund versicherte mir, daß man darüber in Hamburg nie etwas erfahre. Eine große Jüdin, die sich mit Stolz und Würde selbst als die Jüdin bezeichnete, stellte sich uns als die Heldin ihres Geschäftes vor. Ich konnte nicht umhin, ihr meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß ich, wenn ich nicht irre, sie heute im Staate bei der Börse vorübergehen gesehen habe.

„Ja, mein Herr," sagte sie mit scharfem Accent, „da haben Sie sich nicht geirrt. Der Staat in Gold und Seide und feinsten Spitzen hat mir bis heute Abend 11 Uhr fünfzehn Thaler in Miethe gekostet, aber ich habe mit ihm auch siebenundzwanzig Thaler eingenommen, also zwölf Thaler rein verdient. Ich bin in der Schwiegerstraße schon zweimal gewesen, der Herr wird es bezeugen können, fuhr sie fort, und ich kenne das Geschäft, welches die meisten Mädchen nur noch nicht verstehen. Ich gehe niemals am Mittag bei der Börse oder am Abend in der Steinstraße bis zum Jungfernstieg und Gänsemarkt aus, ohne 12 Thaler zu verdienen, das ist das Wenigste. Sie können sich vorstellen, daß ich alle Abend

ſehr gute Geſchäfte mache, und Jedermann in Hamburg kennt „Die Jüdin“.

Ich rühmte und pries ſie wegen ihrer Praxis, mußte mich im Stillen aber verwundern über die galanten Schwärmereien der Hamburger, und wenn ich ihrer Erzählung auch nur theilweiſe Glauben ſchenken zu können glaubte, ſo mußte ich ihr doch danken, mir einen ſo tiefen Blick in das Weſen und den Geſchmack der Hamburger Gentlemens und Theerjacken gegönnt zu haben. Ich dachte daran, wie ich ſie heute im Staate einer Fürſtin bei der Börſe vorübergehen, und vorhin in den Armen einer ſteinkohlenſchwarzen Blouſe geſehen hatte. Hier zuletzt freilich hatte ſie nicht den Staat an, wie in der Mittagsſtunde, als ſie bei der Börſe vorüberging.

Obgleich es ſchon nach Mitternacht war, als wir die alte Fuhlentwiete verließen, ſo war die Paſſage hin und her doch noch ſehr lebhaft. Wir wandten uns jetzt nach dem Dammthorwall und zunächſt nach der Schwiegerſtraße. Auf meine Einwendung, daß es hiezu wohl unſerer Demaskirung bedürfe, entgegnete mein charmanter Führer, daß man uns auf jeden Fall an- und

aufnehmen, daneben aber vorzüglich nach unſerem gefüllten Geldbeutel und nicht nach unſerer Kleidung ſchätzen und behandeln würde. Freilich, fügte er hinzu, würde es uns hier ſo viele Louisd'ore, als in den zuerſt beſuchten Straßen Silbergroſchen koſten. Ich entgegnete darauf, daß es mir noch nie zu theuer geworden ſei, wenn ich den Kelch der galanten Thorheiten und roſigen Libertinagen einmal bis auf den Grund leeren wollte. Auf dieſe Erklärung verſprach mein Freund mir von der natürlichſten und freieſten Hingebung der ſchönſten und ausgewählteſten Mädchen in allen Nuancen Wunderdinge aus allen ſieben Himmeln des Korans, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er damit nicht zu viel geſagt hatte.

Mein Freund führte mich zuerſt, wie er ſagte, in das Hôtel des Herrn Mendelsſohn, und, ſeinem früheren Winke gehorchend, verfehlte ich nicht, ſogleich 6 Flaſchen Champagner zu fordern und dafür, ohne nach dem Preiſe zu fragen, 6 Louisd'ors auf den Tiſch zu werfen. Dies machte, wie ich abnehmen konnte, einen ganz beſondern Effect. Obgleich die anweſenden älteren

und jüngeren Herren durchgehends dem ersten Range angehörten, und sie offenbar schon den goldenen Saft reichlich hatten fließen lassen, so blickten sie doch auf mich mit Neid und Mißgunst. Diese Beziehung sollte mir bald klarer werden. Denn kaum hatte man uns ein Dutzend Gläser gefüllt, als die schönsten Mädchen sogleich diejenigen verließen, mit denen sie bisher eine so lebhaft schäkernde Unterhaltung gepflogen hatten, und zu uns eilten, um an uns ihre Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten förmlich zu verschwenden. Als ich die Aufforderung ergehen ließ, sich nur die perlende und schäumende Quelle recht schmecken zu lassen, meinte die liebenswürdigste und reizendste Blondine von vielleicht 16 Frühlingen, Behutsamkeit im Trinken sei nur nöthig wegen der unanständigen Folgen des Rausches. Wenn ich diese Folgen jedoch in aller Ungestörtheit und Freiheit beobachten wolle, so dürften wir uns ja nur auf ein oberes Zimmer zurückziehen. Ich erklärte, daß mir dieser Vorschlag allerdings sehr angenehm sein würde, daß ich jedoch auch ebenso sehr die Gesellschaft liebe. Hierauf entgegnete meine liebliche Najade, daß sie schon eine

passende Gesellschaft zu ordnen wissen werde, worauf sie sich zu einigen der anderen Herren und den jüngsten und üppigsten der anderen Mädchen verfügte, um in der Stille mit ihnen ein Zwiegespräch zu führen. Ich warf sofort noch zwölf Louisd'or auf den Tisch und folgte meiner Gebieterin, wie mein Freund und noch vier andere Herren den ihrigen. — Wir begaben uns in ein oberes, geräumiges und mit persischer oder sardanapalischer Ueppigkeit dekorirtes Zimmer. Ich muß noch bemerken, daß auch die übrigen Herren aus ihren reich gefüllten Börsen sehr ansehnliche Summen auf den Tisch warfen. An den Augen des Wirthes bemerkte ich über diesen Zusammenfluß des Goldes jedoch nicht die geringste Verwunderung, sondern er strich das Hingeworfene mit der größten Ruhe ein, gleichsam um anzudeuten, daß dies hier so üblich sei und ganz zur Ordnung des Hauses gehöre. Wie die Mädchen dies aber auffaßten; sollte ich bald erfahren, denn ich habe die weibliche Gunst nie in größerer Offenheit und Hingebung, die Schwärmerei der Bacchantinnen nie in üppigeren und blendenderen Bildern und Farben geschildert gesehen. Die

Gallerie zu Verſailles hat keine graziöſere Tableaus aufzuweiſen, als ich hier in Natur und Leben ſah. Die Launen der Trunkenheit habe ich nie freier ſich entfalten geſehen und ich muß geſtehen, daß ich in dieſer Beziehung Hamburg vor Wien und Berlin den Vorzug einräumen möchte, und ich habe in Hamburg wirklich wieder gefunden, was ich bisher nur in Paris genoſſen und auch nur genießen zu können geglaubt hatte. Freilich gehört dazu die Offenherzigkeit einer gefüllten Börſe, aber die Erfahrung in Hamburg hat mich gelehrt, daß man auch hier zu ſchwärmen weiß wie in Paris, und ich muß den Hamburger Gentlemen H., S. und R. das Zeugniß geben, daß ſie ſich mir von ſehr nobler Generoſität und einem auserleſenen Geſchmack gezeigt haben. Viel Takt zeigten ſie auch darin, daß ſie das galante Tableau plötzlich zu verhüllen baten und zum Aufbruch aufforderten, als die Uhr auf zwei zeigte. Man muß den Genuß der Thorheiten im rechten Moment raſch abzubrechen verſtehen, um ſich das Verlangen der Erneuerung zu bewahren und nie Ekel zu empfinden.

Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Stunde ſehr

lebhaft an eine ähnliche Schwärmerei der Sinnlichkeit in Paris, die ich dort mit sardanapalischem Genuß in dieser Weise zum ersten Male kennen lernte, erinnerte und ich beneide die Hamburger Gentlemen um die jedenfalls zahllosen Wiederholungen, die ihr Interesse durch die Sorgfalt der Geschäftsführer und Erneuerungen der frischen Reize erhalten und verjüngen. Wirklich, Hamburg ist auch in dieser Beziehung eine Weltstadt.

Um uns den gehabten Eindruck nicht zu stören, taumelten wir, ich und mein Freund, und die übrigen Gentlemen nicht minder im Rausche des genossenen Champagners nach Hause. Es schlug vom Thurme 3 Uhr, so viel hörten wir noch. Der folgende Abend sollte bestimmt sein, die weitern Sehenswürdigkeiten der Neustadt kennen zu lernen.

An diesem Abend vollbrachten wir mehrere Stunden bei dem Besitzer der vortrefflichen Weltdelikatessen und Hochgenüssen der Zunge, Herrn Wilkens, eines in der That sehr freundlichen und liebenswürdigen Mannes. Wir sprachen von dem Serail des Herrn Rasyail in Paris, von den Bajaderen des Signor Batistoni in Vene-

dig, von der Taverna des Signor Solfatta in Florenz, welche ein Gast früher auch kennen gelernt hatte. Dann gingen wir um 12 Uhr nach dem Dammthorwall, diesem Elysium und muhamedanischen Himmel aller jungen Comptoiristen. Es ist wahr, der Dammthorwall, dessen reizende Bewohnerinnen ihre „Börse" bei Peter Ahrens haben, verdient seine Berühmtheit. Es amüsirte mich schon auf der Straße dieses Gemenge von jungen und älteren Herren auf- und abwandeln zu sehen, wie wenn Messe wäre im Bazar zu Alexandria. Die geschmückten indisch blendenden Schlafzimmer mit Bildern und Argantinischen Lampen verbreiten einen eigenen charakteristischen Schein über die ganze Straße. Mein Freund zeigt mir unsere jungen Comptoiristen H., G., R. und S., welche die Favoriten der Schönen des Dammthorwalles sind. Ich sage Schönen, und es waren wirklich einige sehr liebenswürdige Sultaninnen in diesem offenen Serail.

Mein Freund schlug mir vor, zuerst in den Salon des Herrn Böckmann zu treten, um die nähere Bekanntschaft einiger liebenswürdigen Mecklenburgerinnen, Preußinnen, Baierinnen und

Heſſinnen zu machen, denn wirklich ſind hier auf dem Dammthorwall ſo ziemlich alle deutſchen Volksſtämme vertreten, der Holländerinnen, Däninnen und Polinnen nicht zu gedenken.

Bei dem Eintritt in den Salon des Herrn Böckmann mußte ich mich freuen über das Bild des Republikanismus, welches ſich mir hier darſtellte. Man thut wirklich Unrecht, wenn man behauptet, Hamburg ſei keine Republik. Ich fand die Republik noch nirgend entſchiedener verſinnlicht, als in dieſem Salon, wo aller Rang und Stand aufhört. Hier herrſcht kein Glaube, Wahn und Adel. Es herrſcht hier eine ſolche Vermiſchung und Gemeinſchaft der Charaktere des Alters und Standes, wie ich ſie ſonſt nirgend getroffen habe, ſelbſt in dem gemüthlichen Wien nicht. Man amüſirte ſich eben, einen Iſraeliten für eine ausgebotene Belohnung mit einem Mädchen charmiren zu laſſen. Der arme Iſraelit, welcher um's Geld gerne Alles thun wollte, vermochte dieſes jedoch nicht. Dies erregte eine ungemeine Heiterkeit, und machte auch mir wirklich einen beſonderen Spaß.

Nachdem wir uns hier ziemlich divertirt und

eine Stunde verweilt hatten, gingen wir in den Bazar der Madame Münch, ebenso der Madame Klein und Göring. Nach dem Hochgenuß in der Schwiegerstraße wollten uns diese Scenen und Bilder jedoch nicht recht behagen, obgleich die ausgelassenste Freude, welche dem Hamburger eigen ist, sich kund gab in der unbefangensten Weise. Man sprach überall von beiden Seiten miteinander, als wenn man sich täglich sähe und schon seit Jahren im vertraulichsten Ton mit einander lebe.

Es war 2 Uhr, als wir vom Dammthorwall aufbrachen, wo noch nicht alles Leben erloschen war.

Mein Freund schlug mir vor, noch nach der Neustraße zu gehen, wo das „Schlachterhannchen" uns mit einer Tasse Kaffee neu beleben werde.

Ich muß gestehen, daß ich dieses Lokal und das kleine „Schlachter-Hannchen" wirklich sehr gemüthlich fand. Als wir eintraten, faßte sie meine Hand und sagte: „Guten Abend, Klambeck." — „Entschuldigen Sie, mein Fräulein," versetzte ich, „ich heiße von Rosenberg." Diese Antwort und Abwehr erregte eine allgemeine Heiterkeit auf meine Kosten. Mein Freund belehrte mich endlich,

daß hier Jeder mit dem Namen „Klambeck" angeredet werde. Es war ein Theaterſänger anweſend, welcher vortrug. Es war in der That hier ſo gemüthlich, wie ich es noch nirgends gefunden hatte. Es wurden Witze geriſſen, man ließ ſich gehen nach Luſt und Laune, kurz, man war ſehr guter Dinge, obgleich der Tag bereits wieder anbrechen ſollte. Wir ſchieden ungern aus dieſem Lokale der Heiterkeit und ich verſichere, daß die bei Schlachter-Hannchen verlebte Stunde ihre Berühmtheit verdient. Man geht nicht ohne Reſtauration in jeder Hinſicht, und wird gleichſam volksthümlich verabſchiedet mit dem: „Schlafen Sie wolle" (?!)

Wir hatten nun zwar ſchon die berühmteſten Gegenden, in welchen die Venus ihre Tempel aufgeſchlagen hat, geſehen, allein mein Freund verſicherte mir, daß, wenn Dammthorwall und Schwiegerſtraße auch die meiſte Frequenz erführe, doch noch Vieles übrig ſei, zu ſehen und zu beſuchen. Er wollte, daß ich deshalb meine Abreiſe verſchöbe.

Ich kann nicht läugnen, auf dem Dammthor-

wall und in der Schwiegerstraße, so auch bei dem kleinen „Schlachter-Hannchen" hatte es mir so sehr gefallen, daß ich kaum noch meine Hamburger Kenntnisse und Erfahrungen in dieser Hinsicht bereichern zu können glaubte. Indessen — ich fügte mich.

Es war jedoch für diese Nacht, da der Morgen bereits angebrochen war, zu spät, noch weitere Rundschau zu halten, und obwohl ich es mir fest vorgenommen hatte, heute abzureisen, so mußte ich doch den Vorstellungen meines Freundes nachgeben und meine Abreise noch um 2 bis 3 Tage verschieben. Ich sollte dann sehen, welchen Reichthum an Zelten der Liebe Hamburg noch weiter zu entfalten vermöge.

Außer der kleinen Drehbahn wollten wir diesmal besonders die Hütten, kurze Straße, Klesecker-Straße und andere Gegenden besuchen, wo, wie mein Freund mich belehrte, die Lokalitäten zwar wenig prunkend und nobel seien, wo aber doch nicht selten Mädchen von besonderer Frische und Schönheit sich darböten. Ich glaubte ihm dies gerne, da ich bereits erfahren hatte, daß die Wirthe der Schwiegerstraße nicht selten ihre

frische Waare aus den unteren Gegenden aus-
ſuchen und nehmen, wenn es ihnen nicht gelingt,
durch ihre Reiſenden ſolche aus der Fremde zu
beziehen. Auch ſoll es oft vorkommen, daß „feine
Herren", um in ihren Genüſſen eine pikante und
belebende Abwechſelung hervorzubringen, oft län-
gere oder kürzere Zeit die Lokalitäten der Schwie-
gerſtraße, welche ſie ſonſt aus Rückſichten des
noblen Anſtandes und Geſchmackes zu beſuchen
pflegen, nicht beſuchen, ſondern der Abwechſelung
wegen ſich in die Klefekerſtraße und nach den an-
grenzenden Gegenden verirren und dann ſich dort
ſo angezogen und enthuſiasmirt fühlen, daß ſie
ihre alten Freunde, die Wirthe der Schwieger-
ſtraße, veranlaſſen und beſchwören, jene Schön-
heiten von ſo verborgenen Reizen und einneh-
menden, unterhaltenden und ergötzenden Manieren
zu ſich zu nehmen. Daß die Wirthe auf ſolche
Vorſtellungen leicht eingehen, läßt ſich denken, da
ſie ja ſonſt durch eine Weigerung und Ablehnung
nur verlieren würden. Die Bewohnerinnen der
Klefekerſtraße werden alſo in das Bad einer neuen
Geburt gebracht, mit allen Künſten und Mitteln
der Wiederherſtellung bereits verlorener oder ver-

dorbener Reize wieder ausgerüſtet, in Gold und Seide überreichlich gehüllt, und ſo in die neuen Kreiſe eingeführt, wo ſie fortfahren, ihre unlängſt an ihnen entdeckten Reize und Fähigkeiten zur vollen Geltung zu bringen.

Der Hamburger Routinier weiß nun zwar um dieſe Verpflanzung und Verwandlung, weil ihm keine Lokalität Hamburgs im Reiche der Venus fremd bleibt, nach ſeiner Gewohnheit, von Zeit zu Zeit, wie ſchon oben erwähnt, die Runde zu machen, allein nicht ſo der Auswärtige und Reiſende, welcher, ſobald er nach Hamburg kommt, hier, außer dem Stadt-Theater, nichts angelegentlicher beſucht, als den weltberühmten Salon von Peter Ahrens und die Schwiegerſtraße oder den Dammthorwall, wo ihn dann die jüngſt acquirirten Schönen aus der Klefekerſtraße, nach ihrer Verpuppung zum ſchimmernden Schmetterling, anzuziehen und zu unterhalten wiſſen, nach einer Weiſe, die ſich nicht beſchreiben läßt, die aber des vornehmen Reiſenden und Gentlemans ſinnliches Erſtaunen zur größten Ueberraſchung herausfordert.

Wir nahmen nach unſerer Weiſe eine Abend-Collation zu uns in einem jener Souterrains, die für den Magen ſo viele auserleſene Delikateſſen und gaſtriſche Reize feil halten, und zwar diesmal bei Herrn Soltmann, wo wir uns 100 Natives und eine Flaſche Nierenſteiner vortrefflich ſchmecken ließen, eines voraufgeſchickten Hummers nicht zu gedenken, und ſetzten dann unſere Weltumſegelung fort.

Wir befanden uns in der neuſtädter Fuhlentwiete, als mein Freund mich plötzlich auf die Seite zog und bedeutete, daß wir hier einen Richtweg einſchlagen könnten um ſchneller zur Stelle zu kommen.

Ich konnte nicht lange Widerſtand leiſten, obwohl ich plötzlich von einem ſolchen Dunkel umgeben wnrde, daß ich mich in einem Tunnel zu befinden glaubte, obwohl die emphitiſchen Gerüche, welche ſich in meine Naſe gewaltſam eindrängten, mich glauben machten, daß mein Freund mich durch einen Scherz und geheimen Mechanismus in einen jener unterirdiſchen Siehlgänge verſetzt habe, die Herr Lindley mit ſo großer Geſchicklichkeit angelegt hat. Ein Blick nach oben über-

zeugte mich jedoch, daß wir uns wirklich noch unter dem offenen Himmel befanden.

Kaum waren wir in dieſer unheimlichen „hohlen Gaſſe," in welcher, wie mein Freund mich belehrte, ich einen der berüchtigten Hamburger Gänge kennen lernte, wie ſie ſelbſt die obſcurſten Straßen von London nicht aufzuweiſen haben, etwa funfzig Schritte vorgedrungen, als ich mich von zwei kräftigen Fäuſten gepackt fühlte. Man denke ſich meine Beſtürzung! Ich dachte nicht anders, als daß ich plötzlich von einem venetianiſchen Banditen überfallen worden ſei.

Mein Freund mußte bei der ſchwachen Erleuchtung, welche ſich hier unter den mephitiſchen Nebeln nur mühſam geltend machte, meine Beſtürzung und angſtvolle Mimik bemerken, denn er lachte laut auf, als er mich ſo angefallen ſah, ohne jedoch die geringſte Anſtrengung und Bewegung zu machen, mir zur Hülfe herbeizuſpringen und mich aus den Händen des vermeintlichen venetianiſchen Banditen zu befreien.

Sein Lachen brachte mich einigermaßen wieder zur Beſinnung und zu mir ſelbſt zurück, da ich

aus jenem Lachen ſchließen mußte, daß es ſich hier nicht um einen banditiſchen Ueberfall handle.

Die Hände, welche mich zerrten, waren wirklich nicht die eines blutſüchtigen Banditen, ſondern einer „Schönen,“ die, wie mir jetzt immer deutlicher wurde, mich zu ſich und in ihre Grotte als moderne Circe hineinziehen wollte.

Ohne Widerſtand leiſten zu können, oder zu wollen, folgte ich und ebenſo mein Freund, welchen bereits zwei andere Hände gefaßt hatten, ihren ſehr handgreiflichen Winken und ließ mich in eine Thüre hineinſchieben, welche hinter uns ſogleich wieder geſchloſſen wurde.

Ich dachte an Alles, was ich einſt über die Verlockungen durch Sirenen geleſen hatte und lachte.

Meine Führerin, welche mich erobert hatte, fragte mich mit einer ſehr ungenirten und traulichen Anrede, wie viele Mädchen wir haben wollten.

Mein charmanter Freund, der den Comment und dieſe Frage beſſer verſtand als ich, antwortete für mich, daß wir an zwei genug hätten.

Dieſe Forderung nur zweier Mädchen ſchien den andern Bewohnerinnen des Hauſes, welche ſich entweder auf die Diele oder nur mit den Köpfen aus einer halb geöffneten Thüre hervordrängten, und ſelbſt den beiden Schönen, welche mich und meinen Freund in Beſitz genommen hatten, ſehr unangenehm und unerwartet zu kommen, denn ſie rümpften die Naſe und ſprachen einige Worte zu einander, die ich jedoch nicht verſtand, außer den einzelnen „Fremder“ und „Kattenfutter.“

Wir wurden von den beiden Schönen in ein oberes Zimmer geführt und die erſten Worte, welche ſie hier an uns richteten, waren die, wie viele Gläſer Grog ſie beſtellen und ob ſie ſich entkleiden ſollten.

Mein Freund beſtellte ſechs Gläſer Grog, verneinte aber das Weitere.

Eine der Schönen verſchwand, um bald darauf mit ſechs Gläſern Grog wieder zu erſcheinen.

Wir hatten unterdeſſen auf dem Sopha Platz genommen, und die zweite Schöne drängte ſich zwiſchen uns, ohne gerade die Geſetze der Höflichkeit zu beobachten.

Als wir auf geſchehene Aufforderung nicht trinken wollten, ſagte die eine der Schönen zu der andern: „Na, Hildegarde, denn laat uns man drinken. Wi hevt hüt Abend noch nix hatt.“

Indem ſie ſich wenig um uns zu bekümmern ſchienen, leerte jede von ihnen auch raſch nach einander drei Gläſer.

Ohne grade viele Rückſichten zu nehmen, ſagte dann die Schöne, welche ſich auf den Schooß meines Freundes niedergelaſſen hatte, mit aller Offenherzigkeit: „Dat ſünd Schnurrers. Markſt Du watt, Amalia?“

Mein Freund verſtand offenbar dieſen Wink, warf einen preußiſchen Thaler auf den Tiſch und ſagte:

„Das iſt für Euch Beide.“

Dann gab er mir ein Zeichen, daß wir aufbrechen und uns wieder entfernen wollten.

Ich konnte an den Mienen der beiden Mädchen bemerken, daß ſie ſich durch die Großmuth meines Freundes ſehr befriedigt fühlten. Sie geleiteten uns mit großer Freundlichkeit bis an die Thüre, ſchoben uns dann aber mit großer Unhöflichkeit

gleichsam gewaltsam hinaus, um wahrscheinlich ihren banditenartigen Angriff zu wiederholen.

Ich sagte zu meinem Freunde, warum er mich auf diese Verhältnisse und Zustände nicht aufmerksam gemacht, und warum wir nicht lieber einen anderen Weg gegangen wären.

Er lachte und meinte, er habe mich überraschen wollen, und ich hätte doch auch diese Gegend kennen lernen müssen.

Da wir nicht die Absicht haben konnten, uns immer von Neuem kapern und abführen zu lassen, so hatten wir wirklich reichliche Arbeit und es erforderte unsere ganze Körperkraft, uns durch sämmtliche Arme der Syrenen hindurch zu arbeiten. Man glaubte sich vielleicht durch uns besonders zu bereichern, indessen ging es Andern nicht besser und ich sah überall, wie junge Leute und so zu sagen Knaben, welche hier neugierig durcheinander standen, stießen und gestoßen wurden, wie einst als unfreiwillig dem Kalbfell zu folgen Geworbene, förmlich herangeschleppt wurden.

Mein Freund versicherte mir, daß sie sich durch

einige Schillinge und einen unwillkürlichen Genuß aus diesen Banden erlösen könnten und würden.

Ich trieb meinen Freund an, mit mir diese Gänge zu verlassen. Er entgegnete, wir müßten nur noch das Mädchen besuchen, in deren Armen der junge, vor gut einem Jahre hingerichtete Doppelmörder Wilhelm Timm seine Nacht nach vollbrachter blutiger That verschwelgt habe. Er versicherte mir, das Mädchen habe zur Zeit der Schauderthat eine gewisse Berühmtheit erlangt, wie einst die nun freilich verschwundene falsche „Pepita" auf dem Dammthorwall, die von Besuchern wegen ihrer Berühmtheit durch den Sieg ihrer Schönheit auf einer Redoute des Stadt-Theaters förmlich bestürmt und erdrückt worden sei, oder, wie mein Freund lachend sagte, der Kunst zum Opfer gefallen sei.

Das Mädchen erzählte uns von der sonderbaren und wilden Aufregung, in welcher der Doppelmörder Timm sich in jener Nacht befunden habe. Obgleich er sie schon früher besucht, habe er doch nie eine so wilde und ausgelassene Genußsucht gezeigt als in jener Nacht. Mich

ſchauderte; ich fühlte mich unbehaglich und bat meinen Freund, aufzubrechen.

Wir gelangten endlich bis zu den Hütten hinauf.

Das nächſte Haus, welches wir beſuchten, war die „Amerikaniſche Halle.“

Wenn dieſes Lokal auch eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte mit dem, in welchem wir „Schlachter-Hannchen“ in ihrer ganzen Gemüthlichkeit aufgeſucht und gefunden hatten, ſo intereſſirte es uns dennoch, und ich mußte meinem Freunde Recht geben, daß es verdiene, beſucht zu werden, wie namentlich von einigen älteren Herren, die hier, wie mein Freund mir erzählte, auch am Tage hineinſchlüpfen und hinter den grünen Jalouſien im behaglichen Halbdunkel amüſante Stunden hinbringen. Das Halbdunkel und gleichſam die Abſperrung gegen die volle Oeffentlichkeit ſchien beſonders dazu dienen zu ſollen, einen magiſchen Reiz zu verbreiten. Wir fanden hier in der „Amerikaniſchen Halle“ eine vollbuſige Juno, die manches Intereſſante hatte und wohl geeignet war, die Sinnlichkeit anzufachen, wenn ſie etwa entſchlummert ſein ſollte.

Wir unterhielten uns hier eine Stunde recht gut, und ſetzten dann unſern Weltgang durch einige Häuſer der Hütten fort, wo mein Freund mich ein Mädchen kennen lehrte, das, wie er ſagte, ſchon über die 50 hinaus war, aber dennoch, wie er verſicherte, von Alt und Jung mit allem Intereſſe beſucht wurde.

Von hier gingen wir zur Klefeker-Straße, welche wir auf beiden Seiten nicht minder beſetzt fanden, wie die Hütten auf einer Seite. Auch hier trafen wir manche Schönheit, von der man verſicherte, daß ſie nächſtens in das Eldorado des Dammthorwalls und der Schwiegerſtraße verſetzt werden würde. Auffallend war mir hier die Miſchung von älteren und jüngeren, abgelebten und nicht abgelebten Mädchen, in und ohne Blüthe.

Wir verweilten hier jedoch nicht lange, weil es mich ſchon langweilte bei den einzelnen Häuſern und Mädchen ohne Salon die Runde zu machen; ich bat daher meinen Freund, mit mir heimzukehren. Er willigte ein, behauptete aber doch, wir müßten noch nach der kleinen Drehbahn, wo ich gewiß von einer jungen Blondine

von 17 Jahren nicht so schnell wieder wegeilen würde.

Mein Freund hatte in der That nicht zu viel gesagt. Ich fand hier auf der kleinen Drehbahn in den beiden Häusern, welche wir besuchten, daß besonders Kleinheit, Jungfräulichkeit und Niedlichkeit der Gestalt vorherrschte. Die kleine Blondine mit schmachtenden blauen Augen und dem lieblichsten jungfräulich-zarten Wesen verdiente wirklich gekannt zu werden.

Hier heiterte ich mich wieder auf. Meine alte Liebesluft, welche ich diese Nacht unter den derberen Naturen sonst größtentheils verloren hatte, ohne dafür entsprechenden Ersatz zu bekommen, kehrte zurück.

Es herrschte in dem Anzuge und Wesen dieser jungen Blondine wirklich eine solche Einfachheit und Natürlichkeit, daß ich dadurch auf's Höchste überrascht wurde, und begriff, wie es nicht allemal des Goldes und der Seide, der weißen und rothen Schminke, der Größe, Schlankheit und Majestät der Gestalt und aller raffinirten Künstelei und Galanterie bedarf, um dem

Manne ein lebhaftes Verlangen einzuflößen und seine ganze Sinnlichkeit zu fesseln.

Ich saß und plauderte mit dem jungen Mädchen wohl eine Stunde, und sie war die Gemüthlichkeit selbst. Dabei machte ich sie darauf aufmerksam, wie sehr sie ihr Glück machen würde, wenn sie nach Paris ginge, wo man sie als Blondine von so zarter Anmuth mit Schätzen überhäufen würde. Sie schüttelte den Kopf und erzählte mir, daß aus der kurzen Straße neulich ein Mädchen mit ihrem Geliebten nach England abgereist sei, nachdem sie sich Tausende oder wenigstens Hunderte erworben und bei einem höchst einfachen und ökonomischen Leben in der Sparkasse zusammen gesammelt habe. Mein Blondinchen mit dem jungfräulichsten aller Leiber wollte also aus Hamburg nicht fort, wie ein anderes Mädchen mir zuflüsterte, weil sie einen reichen Kaufmannssohn zum Freund habe und nach einem Jahre wahrscheinlich mit ihm nach Amerika gehen werde, um dort in glücklicher Ehe zu leben. —

Ich glaube nun freilich in dem, was ich über meine galanten Umtriebe und Schwärmereien in

dem „Hamburg bei Nacht“ mittheilte, eine ziemliche Vorstellung von dieser Art des öffentlichen Lebens dieser meltberühmten Handelsstadt gegeben zu haben, indessen muß ich gestehen, daß ich noch Bogen und Bände vollschreiben könnte, um diese Zustände auch nur einigermaaßen zu erschöpfen. Es ereignen sich an jedem Abend so viele allerliebste Histörchen, es bieten sich bei jedem Besuch dieser Häuser so viele drollige Equivoken dar, daß man immer neuen Stoff zum Erzählen haben würde, wenn man nur Alles im Gedächtnisse behalten, ja, wenn man nur alles Einzelne im vollen Zuge zur Darstellung bringen könnte. Ich gestehe daher, daß mein Gemälde noch ziemlich Grau in Grau gehalten und geblieben ist.

Ergötzlich ist es, zu hören, wie viele Mädchen von großen Herren und Fürsten in der Blüthe ihrer vollen Unschuld und Jugend zuerst geliebt, verführt und gefallen sein wollen. Solche Behauptungen sind mir bis jetzt nur in Hamburg und nirgend anderswo vorgekommen. Offenbar spekuliren die Mädchen, mit aller Hoffnung eines guten Erfolges, bei diesen Offenbarungen auf ein größeres Interesse ihr Anbeter. So lernte ich

auf dem Dammthorwall eine Polin kennen, die jetzt freilich die Blüthe der Jugend schon weit hinter sich hatte, welche von einem polnischen Fürsten verführt sein wollte, und der sich, nach ihrer Behauptung, so rasend in sie verliebt habe, daß, als er einst einen russischen Offizier mit ihr im zärtlichsten tête-à-tête getroffen, er diesen in ihren Armen erdolcht habe; ja, sie behauptete sogar, und zeigte mir noch die Narbe davon, daß der Dolch des polnischen Fürsten durch die Brust des russischen Offiziers ganz hindurch-, und so noch etwa anderthalb Zoll in ihren Arm hineingedrungen sei, so daß sie denn im wahrsten Sinne des Wortes mit jenem zweiten Geliebten im Akte der Liebe durch den Dolch zusammengeheftet worden sei, so daß, als der polnische Fürst sie in dieser schrecklichen Situation gelassen, sie sich selbst nicht habe von der Leiche befreien können, bis ein junger Jäger des Fürsten, der sie auch unbändig geliebt habe, dazu gekommen sei. Allein dieser habe sie jetzt auch verflucht, obgleich er sonst mit ihr nach Hamburg habe durchgehen wollen, und erst ein anderes junges Mädchen von 14 Jahren habe sie aus dieser

equivoken Situation, aus dieſer blutigen Umarmung des Todten und noch als Todter Genießenden befreit. Man ſieht und hört, daß die Mädchen eine ſehr feurige und ausſchweifende Phantaſie haben. Eine Andere, angeblich eine junge Franzöſin, wollte im Serail des Großſultans geweſen ſein und nur durch die Hülfe eines Verſchnittenen daraus befreit und ſo über London nach Hamburg gekommen ſein. Junge Dichter, welche arm an poetiſcher Erfindung und Romanſtoff ſind, ſollten ihre Abende und Nächte im Umgang der Hamburger öffentlichen Mädchen verbringen, um die Romantik zu ſtudiren.

Es kommt auch nicht ſelten vor, daß ein öffentliches Mädchen von einem echten Hamburger, ſelbſt von höherem Stande und Stellung in der Geſellſchaft, geliebt, befreit und geheirathet wird. Mein charmanter Freund führte mir mehrere ſolche Beiſpiele auf. So unter andern die ehemalige Frau des P..... C....., welche früher eine Bewohnerin der Schwiegerſtraße geweſen war, nachdem ſie, als eine Adlige, ſich von Wien, ihren Gemahl verlaſſend, durch einen Handlungs-

reisenden hatte nach Hamburg entführen lassen, die dann jedoch, kaum hier angekommen, ihren Entführer wieder verlassen, und zu einem Wirth in der Schwiegerstraße gegangen war, von dem sie, wie gesagt, von jenem Herrn für einige Tausend Mark losgekauft war. Kaum jedoch war sie im Besitze ihres neuen Gatten, als sie sich auch daneben wieder einen neuen Handlungsbeflissenen als Galan anschaffte, bis sie von diesem endlich aus Ueberdruß verlassen, und, ihren Gemahl verachtend, auf's Neue unter die Cohorte der öffentlichen Mädchen ging. Man versicherte mir, daß solche Fälle und Ereignisse in Hamburg gar nichts Ungewöhnliches wären, und daß es sehr leicht sei, eine Chronique scandaleuse d'Hambourg zu schreiben, die noch pikanter und umfassender als das berüchtigte „Oeil de Boeuf" wäre. Eine sehr gewöhnliche Sache soll es hier auch sein, daß der Sohn von dem Mädchen mit profitirt, das der Vater sich für schweres Geld unterhält. Ich denke, es ergiebt sich diese Freiheit und Gleichheit zwischen Vater und Sohn wohl nur aus Oekonomie. Soll doch sogar ein solcher Vater einmal gesagt haben: „Mein Sohn,

der Schlingel, geht auch zu meiner Maitreſſe und ſchleicht jedesmal weg, ehe ich komme, aber was macht's. Er liegt mir zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe doch nur auf der Taſche, und was ich dann dafür verausgabe, brauche ich ihm nicht zu demſelben Zweck zu geben; wenn ich es nur nicht ſehe und wir uns nur nicht begegnen! Und um dieſes zu vermeiden, dazu hat er Reſpect genug vor meiner väterlichen Autorität."

Das iſt in der That eine ſehr liberale Geſinnung, in der man die freie Reichsſtadt wiedererkennt.

Befriedigung iſt das große Wort für Hamburg. Das zweite Sinnengenuß!

Kaiſer Joſeph nannte einſt Wien ein großes — Ich weiß nicht, wie ich, einem ſolchen kaiſerlichen Machtſpruch gegenüber, Hamburg benennen ſoll, obgleich ich jetzt doch alle deutſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Hauptſtädte ſo ziemlich kennen gelernt habe. Eine ganz neue Art des Sinnengenuſſes hat ſich auf den Wällen ausgebildet. Indeſſen die wohllöbliche Polizei thut ihr

Mögliches durch Razzia's, um diesem Unwesen zu steuern.

Dies der Umriß meines Wonnelebens in Hamburg. Um allen fidelen Suitiers, welche Hamburg in dieser Beziehung nicht kennen, habe ich ihn flüchtig niedergelegt. Wahrscheinlich gebe ich nächstens ein Pendant aus Braunschweig, Hannover und Berlin. Jedenfalls aber verdient Hamburg den Vorzug, es bildet seine Leute als zweites Paris! Ich sah, auf Ehre! nirgend so viele taktvolle Rutiniers von zwanzig Jahren als in Hamburg.

Hulda,

die ſchöne Hannoveranerin.

Selbſt-Bekenntniſſe

einer armen Proſtituirten.

Zweite Auflage.

[3.]

Neuſtadt, 1860.

J. Wagener.

Da in der letzten Zeit so viel Halbwahres und zum Theil Entstelltes über öffentliche Mädchen geschrieben und gedruckt worden ist, so will ich, durch meine frühere Bildung und Erziehung dazu befähigt, meine Lebensschicksale bis zu meiner Einzeichnung unter die Freudenmädchen in Hamburg, hier niederlegen. Ich weiß es sehr gut, daß die Schuld, auf einen unsittlichen und verwerflichen Lebenswandel gerathen zu sein, theilweise an mir selbst liegt, allein wie sehr auch die Kunst und Lust der Verführung auf meinen ersten Fall einwirkte, und wie unvermerkt die Sinnlichkeit in mir angeregt wurde, so daß mein Wohlgefallen an der Verführung und mein Hang zur Wollust dadurch in Feuer gerieth, davon mögen diese Zeilen Zeugniß geben.

Ich werde meine Famlienverhältnisse nur kurz

berühren, desto größeres Gewicht aber auf die Geschichte meines Herzens, meine erste Liebe und meine Verführung legen, um zu zeigen, wie es gekommen ist, daß ich hier in Hamburg auf dem Dammthorwall am Fenster sitze, um Männer zum Besuch und Genuß einzuladen. Mein Leben ist mir jetzt schon zum Ekel geworden, aber dieses Leben ist nunmehr mein Geschäft, so lange ich es aushalten werde; was dann und später aus mir wird — weiß ich nicht, wahrscheinlich etwas sehr Trauriges und Erbärmliches, aber — was soll ich machen? Thränen drängen sich mir in die Augen, Seufzen und Schluchzen preßt mir die Brust zusammen, allein — mein Beruf ist gemacht. Ich kann nicht mehr gegen den ersten Schritt, die Sinnlichkeit und das Schwelgen in frivolen Phantasiebildern. Ich war schuldlos wie ein Lamm — und jetzt — Freudenmädchen, das ist es, was mich in stillen Stunden, wo ich nicht auf mein Geschäft ausgehe oder ohne Männerbesuch bin, so unglücklich macht, daß ich weinen möchte ohne Ende. Und Niemand ahnet, was in meinem Herzen wühlt, während ich ausgelassen mit Männern liebkose.

Doch zu meinen Bekenntniſſen und den Schickſalen meiner Jugend.

Ich bin die Tochter eines Predigers im Hannöverſchen, und heiße eigentlich Auguſte, nach dem Namen meiner Pathin, der Frau eines Beamten in einem der Pfarre meines Vaters nahegelegenen Städtchen, das ich hier nicht nennen will, um ſowohl dieſe noch lebende Pathin als meine noch lebende Mutter und Verwandten und Bekannten in der Heimath nicht weiter zu compromittiren.

Da ich ſchon geſagt habe, daß mein Vater Prediger war, ſo wird man ſich ſchon ſelbſt ſagen können, daß ich eine ſehr gute und fromme Erziehung erhielt. Zu meiner eigenen Schande muß ich jedoch ſagen, daß die ſorgfältige Erziehung meiner Mutter und der ſtrenge Unterricht meines Vaters bei mir lange nicht ſo gut anſchlug als bei meinen andern 2 Schweſtern und 3 Brüdern. Meine beiden Schweſtern, von denen die eine älter und die andere jünger als ich war, glichen in ihrem Weſen und Benehmen ganz meiner Mutter, während ich jenen Dreien in manchen Stücken ſehr unähnlich war. Da wir eigen-

lich die einzigen ſo zu ſagen feineren Kindern in unſerem Dorfe waren, ſo kamen wir mit anderen Kindern gar nicht in Berührung. Es war uns zwar nicht ſtrafwürdig dargeſtellt, mit den kleinen Bauermädchen oder mit den Bauerknaben umzugehen, aber dennoch hielten meine beiden Schweſtern ſich ſchon von ſelbſt zurück, oder nahmen eine gewiſſe vornehme und zurückhaltende Miene an, wenn ſie mit den kleinen Bauermädchen in Berührung kamen. Ich ſollte nun, nach ihrer Meinung dasſelbe thun, aber das gerade ärgerte mich. Ich ſonderte mich von ihnen ab, weil ich mir von ihnen nichts ſagen laſſen wollte, und ſchlenderte für mich allein zunächſt in unſerem großen Garten, und dann auch wohl im Dorfe umher. Meine Mutter machte mir deshalb zwar Vorwürfe, allein ich wiederholte dennoch meine einſamen Wandlungen, und weil mein Herz nun auch nach Geſellſchaft verlangte, ſo ſuchte ich, wo es nur ging, Bekanntſchaft und Unterhaltungen mit Bauerkindern anzuknüpfen, und ſonderbar genug, daß mir dies bei den Bauerjungen beſſer gelang als bei den Bauermädchen. Unter den Bauerjungen war namentlich

einer, welcher mir wegen seines braunen und brutalen Ansehens ganz besonders gefiel, und kaum war ich an die Grenze unseres Gartens gekommen, und sah über die Hecke in's Dorf hinaus, so war „Hans-Hinnrik" auch da, und ich amüsirte mich darüber, daß er sich bei mir Freiheiten und Reden erlaubte, die ich sonst noch gar nicht gehört hatte. Durch diesen Umgang erhielt ich, ich weiß nicht wie, im ganzen Dorfe den Namen „die wilde Guste", ein Name, der durch meine Geschwister auch meinem Vater und meiner Mutter zu Ohren gebracht wurde, und mir die schärfsten Vorwürfe und Verweise zuzog. Ich schüttelte diese Strafpredigten aber ab, wie der Pudel den Regen, und lauerte auf den ersten besten Augenblick, wo ich mit „Hans-Hinnerik" wieder in unserer Scheune, und am liebsten auf dem Heuboden zusammen kommen konnte.

In dieser Situation überraschte mich einst mein Vater, und wie dies möglich war, begreife ich noch jetzt nicht, da „Hans-Hinnerik" und ich auf den Heuboden doch so heimlich hinauf schlichen als nur

möglich. Nun donnerte und wetterte mein Vater aber noch ärger wie jemals auf der Kanzel. Er faßte „Hans-Hinnerik" bei der Bruſt, mich am Arm und behauptete, uns beide in den offenen Armen des Satans ergriffen zu haben. „Hans-Hinnerik" lachte, während ich weinte. Dieſes Lachen aber brachte meinen Vater ſo außer ſich, daß er den Urheber desſelben mit den Worten „Apage, Satanas!" — weit von ſich ſchleuderte, mit mir aber auf ſein Studirzimmer hinauf fuhr. Hier donnerte er furchtbar gegen mich los, und wahrſcheinlich habe ich auch Schläge erhalten, wie ich aus einem Stocke ſchließen mußte, den ich etwas ſpäter, als ich wieder zur Beſinnung kam, in ſeiner Hand erblickte; allein ich hörte und fühlte bis dahin von Allem nichts.

Ich mußte nun die ganzen langen Tage und Abende bei meinem Vater auf ſeiner Studirſtube bleiben und in der Bibel leſen, was ich auch that, ſo lange ich mich von ihm beobachtet wußte. Allein nach einigen Tagen wurde ihm dieſe Ueberwachung doch ſelbſt wahrſcheinlich zu läſtig und langweilig,

und da er mich auf den frommen Weg zurück gebracht zu haben glaubte, und ich mich wirklich sehr reuevoll und gehorsam benahm, so faßte er wieder Vertrauen zu mir und verließ mich Stunden lang, obwohl ich die Weisung hatte, jeden Nachmittag, wenn ich mich nicht bei meiner Mutter befand, drei Stunden auf seinem Zimmer in der Bibel zu lesen, es mochte Gesellschaft kommen oder sonst sich in unserm Hause ereignen was da wollte.

Eines Tages hatten wir Besuch von dem Landbaumeister aus der Stadt, mit seiner Frau und den Kindern. Dies hinderte jedoch nicht, daß ich in den bestimmten Nachmittagsstunden meine Lectüre auf der Studirstube meines Vaters fortsetzen mußte. Ich mochte es für diesmal kaum eine halbe Stunde gethan haben, als die zwölfjährige Tochter des Landbaumeisters, Namens Minna, die Thüre öffnete und zu mir eintrat. Ich schämte mich ein wenig, hier so sitzen zu müssen. Minna aber lachte und meinte, daß sei gar nicht so schlimm, ich müßte nur die rechten Stellen in der Bibel lesen, welche

ihr ſchon viel Vergnügen gemacht hätten. — Ich ſtutzte. Ich wußte wirklich nicht was ſie meinte. — Ohne ſich lange zu beſinnen, ſchlug ſie nun nach ihrer Anſicht die rechten Stellen auf, und ich las, theils mit Erröthen, theils mit unbeſchreiblicher Haſt und Neugier, theils auch mit einem heimlichen Zittern und Fröſteln.

Minna lachte und fragte: „Nun?“ — Ich ſchwieg, wehrte mit der Hand, mich leſen zu laſſen und konnte nicht genug leſen. „Hahaha!“ lachte meine Freundin, „na lies nur, ich komme nachher wieder, dann will ich Dir noch mehr zeigen.“ —

Jetzt gab es für mich eine doppelte Rubrik in der Bibel; die eine las ich, wenn mein Vater da oder wenigſtens zu Hauſe war, die andere, wenn ich ihn entfernt wußte.

Eines Nachmittags wurde mein Vater zu einer Sterbenden gerufen, ihr das Sacrament zu reichen. Ich glaubte mich allein auf ſeinem Zimmer, ſchlug das Neue Teſtament, welches er mir aufgegeben hatte, zurück und blätterte nach vorne, zu meiner

jetzigen Lieblingslectüre. Kaum hatte ich mich hierin vertieft, als mein Vater schon wieder eintrat. Ich schrack zusammen, wie ich recht gut merkte. Mein Vater mußte dies auch bemerken, er trat auf mich zu, blickte auf die Bibel und sagte: „Wie weit bist Du denn schon?“ Ich verstummte freilich, aber desto lauter sprach mein Vater: „Was, das hohe Lied? Wer hat Dir das aufgegeben?

Keine Antwort.

Mein Vater blieb gleichfalls stumm, schlug die Bibel zu und hieß mich meiner Mutter im Garten helfen.

Am folgenden Morgen kündigte mein Vater mir an, daß er mich am anderen Tage zu seinem Freunde, dem Prediger S. in W., bringen werde, um mich ihm zu den übrigen Zöglingen in Pension zu geben.

Meine Mutter fragte nach der Ursache dieses Entschlusses, enthielt aber nur eine ziemlich oberflächlich und verworrene Antwort.

So wurde ich denn in ein Institut und somit in ein anderes Dorf versetzt, welches viel hübscher und romantischer gelegen war als das unsrige. In

der Nähe befand ſich ein großer Wald, ein Gewäſſer und ein adliges Gut von reizender Umgebung.

Von dieſem Prediger und Mädchen-Inſtituts-Vorſteher wurde ich viel ſtrenger gehalten als alle meine Kameradinnen, und zwar wie ich mir ſelbſt ſagen mußte, auf Verlangen meines Vaters.

Ich kann wohl ſagen, daß ich mich in dieſem neuen Kreiſe befleißigte, recht anſtändig, ſittſam und fromm zu erſcheinen, worüber ich das Wohlgefallen an meinem Prediger und ſeiner Frau recht wohl bemerken konnte. Ja, ich glaubte es bald den Anderen an Betragen und Fleiß zuvor zu thun, und erlangte ſo nach und nach faſt mehr Freiheit als die Anderen. Es konnte nicht fehlen, daß man zu meiner Beſſerung ein großes Vertrauen faßte, und darüber Bericht an meine Eltern abgeſtattet wurde.

Die Zeit verlief mir auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell. Im Umſehen war Oſtern gekommen, wo ich confirmirt wurde, denn ich war unterdeſſen 15 Jahre alt geworden. Als ich mich am folgenden Tage mit Schüchternheit erkundigte, wann ich jetzt zu meinen Eltern zurückkehren würde, erhielt ich die

Antwort, daß dies nach dem Willen meines Vaters, wohl erſt nach zwei Jahren der Fall ſein würde, da ich vorläufig noch in dem Inſtitut als Schülerin, und ſpäter, wenn ich mich dazu qualificire und Luſt bezeige, ſelbſt als Lehrerin darin bleiben würde und könnte.

Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet, da ich mich auch hinſichtlich meiner körperlichen Entwickelung und der Rundung meiner Formen, welche mir ſchon ſelbſt oft den Anderen gegenüber aufgefallen war, und welche ich Abends beim Auskleiden und Morgens beim Aufſtehen nicht ohne heimliches Wohlgefallen betrachtet hatte, trotz der Neckereien meiner Schlafkameradinnen — der Schule oder dem Inſtitute entwachſen glaubte. Ich verhehle mir auch nicht, daß ich mehrere Jahre mein höchſt anſtändiges und frommes Betragen auch eigentlich mehr geheuchelt als aus dem Herzen und aus tiefer ſittlicher Ueberzeugung geoffenbart und dargelegt hatte, um auf dieſe Weiſe um ſo eher wieder mich aus dieſem doch immer etwas läſtigen und beſchränkenden Inſtitut befreit zu ſehen.

Meine derartigen Wünſche ſollten ſobald noch nicht in Erfüllung gehen, doch ſchmeichelte ich mich mit der Hoffnung, durch fortgeſetztes ſehr ſittſames, verſchämtes, beſcheidenes und frommes Benehmen meinen Zweck deſto eher zu erreichen, weil ich wirklich meine Entlaſſung aus dem Inſtitut hiervon abhängig glaubte.

Wie dieſes verſtellte Benehmen aber dazu beitrug, meinen Fall und meine jetzige Laufbahn herbeizuführen, das will ich jetzt erzählen.

Ich habe ſchon geſagt, daß ſich ein adeliges Gut in der Nähe befand; die älteſte Tochter des Grafen und Beſitzer dieſes Gutes war ſeit einem halben Jahre verlobt, und die Hochzeit, welche auf ſehr lebhafte und prunkende Weiſe mit einem Ball und Feuerwerk jetzt, im Anfange des Herbſtes, gefeiert werden ſollte, ſtand bevor. Auch meine Prediger-Familie und unſer ganzes Inſtitut hatten eine Einladung erhalten, beſonders wohl, auch aus dem Grunde, weil die Braut einige Jahre in demſelben ihre Bildung erhalten, bis ſie darauf noch 2 Jahre einem Inſtitut in der Reſidenz übergeben wurde.

Man kann ſich denken, welche Freude und Aufregung dadurch in unſerem Hauſe verbreitet wurde. Auf mich beſonders machte die Erwartung einen ungeheuren Eindruck. Ich war noch nie auf einem Balle, viel weniger auf der Hochzeit eines adligen Fräulein geweſen, welche mit einer ſolchen Herrlichkeit gefeiert werden ſollte. —

Der Tag und Abend der Hochzeit kam. Wir wurden nach einander von den Equipagen des Grafen abgeholt. Es war einer der ſchönſten Herbſt- oder Septemberabende, welche ich je erlebt habe. Die bereits ziemlich früh eintretende Dunkelheit und der Umſtand, daß der Mond erſt um Mitternacht aufging, erhöhte den Eindruck und die Erwartung, als wir uns dem mit Kränzen und buntfarbigen chineſiſchen Laternen ringsum geſchmückten und erleuchteten Schloſſe näherten, welches in ſeinem ganzen Umkreiſe von den ſchönſten Garten- und Parkanlagen umgeben wurde.

Als man uns die breite Treppe hinauf führte, ich in die von ſtrahlenden Kronleuchtern erhellten Zimmer eintrat und Braut und Bräutigam ſich

mir vorſtellten, wurde ich förmlich betäubt. Ich wußte nicht, wer mich an der Hand führte, noch was überhaupt mit mir und um mich vorging. Ungewohnt, mich in einem ſo brillanten Kreiſe zu bewegen, wagte ich kaum um mich zu ſchauen, und muß ein recht blödes und verſchämtes Geſicht gemacht haben.

Aus dieſer Betäubung erwachte ich erſt, als ich Muſik rauſchen hörte, und einen recht lebhaften Druck an meiner Linken fühlte. Ich glaube, daß ich aus Einfalt oder Inſtinkt dieſen Händedruck eben ſo lebhaft erwiderte; vielleicht nur deshalb fühlte ich nochmals einen, und zwar kaum auszuhaltenden Druck, und hörte jetzt vernehmlich die Worte mir zuflüſtern: „Ich bi[illegible]e Ihr Tänzer. Später — während des Feuerwerks — ſprechen wir im Garten — weiter mit einander.“ —

Weil ich glaubte, daß ich doch etwas antworten müſſe, ſo ſagte ich in meiner Dummheit und um jede andere Antwort verlegen: „Ja!“ —

Jetzt quetſchte mein Tänzer, offenbar vor Entzücken über meine dumme Antwort, mir förmlich

die Hand. Ich wollte laut aufschreien, aber zum Glück begann das Orchester mit einer rauschenden Galoppade, und ich wurde zum bachantischen Tanze dahin gerissen. Ich bemerkte im Vorbeifliegen, wie mein Prediger mit einem sehr ernsten, drohenden und bekümmerten Gesicht am Ende des Salons stand, und eine Geberde machte, als wäre ich im Begriff zu fallen und als wolle er mich auffangen.

Wie ich später erfuhr, war mein Tänzer ein junger Baron aus der Residenz, welcher sich der Jagdpartien wegen den Winter über hier bei seinem Freunde, dem jungen Grafen, aufhalten wollte, und erst vor wenigen Tagen auf dem Schlosse eingetroffen war.

Während der Tänze sah er mich fortwährend mit leidenschaftlich glühenden Blicken an, wie ich recht gut bemerken konnte, obgleich ich meine Augen nicht auf die seinigen zu richten wagte. Ich sah und hörte nicht, was weiter um mich vorging. Mein Herz klopfte so stark, daß man es hätte hören müssen, wenn die Musik nicht so rauschend gewesen

wäre. Endlich ertönte ein allgemeiner Ruf: „Ah! das Feuerwerk!“ Dieſer Ruf brachte mich einigermaßen zu mir ſelbſt, und wie ich jetzt hörte, hatten ſo eben ſechs aufſteigende Raketen das Signal zum Beginn des großen Feuerwerks gegeben.

Die Muſik verſtummte. Alles verließ den Saal und ſtrömte nach dem Garten hinaus.

Der junge Baron hatte nach dem letzten Tanze meine Hand nicht fahren laſſen, er hielt und drückte ſie feſt in der ſeinigen und zog mich ſo mit ſich zum Garten hinaus.

Ein ganz unbeſchreibliches Gefühl, halb Schauder halb Gluth, durchzuckte mich. Ich wollte entfliehen und vermochte es nicht, weil ich mich an allen Gliedern gelähmt fühlte.

Wir waren im Garten, aber ich ſah wenig oder gar nichts vom Feuerwerk. Ich weiß nicht wie es gekommen war, aber als ich mich deſſen bewußt wurde, befanden ich und der Baron uns mitten in dem Park, unter Gebüſchen, an welchen das letzte grüne Laub hing, welches aber noch reichlich

genug war, um uns zu verbergen. — Der Baron hielt mich feſt umſchloſſen. Seine Lippen ruhten auf den meinigen. Ich fühlte eine unbeſchreibliche Seligkeit, und war ſo ſchwach und willenslos, daß ich wahrſcheinlich Alles würde mit mir haben geſchehen laſſen, wenn man es unternommen hätte. —

Es entſtand ein Knall wie eine Exploſion. Wir fuhren beide zuſammen, und kaum vernehmlich hörte ich den Baron ſagen:

„Himmliſches Mädchen! Sie ſind mein auf ewig. Ich ſehe ſie täglich, allabendlich, aber — jetzt zur Geſellſchaft zurück.“

Wir gingen zur Tafel, der Baron ſaß an meiner Seite. Es ging Alles im Strudel mit mir herum. — Als wir einige Stunden nach Mitternacht nach Hauſe fuhren, befand ich mich, ohne daß ich wußte wie es kam, in der Chaiſe neben meinem Prediger, aber kein Wort wurde geſprochen. Am folgenden Morgen oder vielmehr Mittage rief jener mich auf ſein Zimmer und machte mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich mich fortwährend

an der Seite des Barons befunden habe, und längere Zeit weder zu sehen noch zu finden gewesen sei.

Ich war kühn genug zu behaupten, daß ich mich mitten unter den Hochzeitsgästen und nahe bei dem Feuerwerk befunden habe.

Mein Prediger schüttelte den Kopf und fuhr fort moralisirend in mich zu reden. Ich dachte fortwährend nur an alle mir so höchst angenehmen Situationen mit dem Baron, im Park, im Dunkel der Nacht, in der Moosgrotte, in welche nur hin und wieder ein Blitz und Strahl von dem Feuerwerk fiel.

Meine Gemüthsstimmung war von jetzt an eine ganz umgewandelte. Ich kam mir viel älter, selbstbewußter und stärker vor. Ich schlich, so oft es gehen wollte, unbemerkt in unseren Garten hinaus, um dort meinen Phantasiebildern nachzuhängen. Auch in meinen Träumen beschäftigte ich mich mit dem Baron, und oft auf eine so zügellose und frivole Weise, daß ich selbst vor den Bildern und Visionen erröthete, wenn ich erwachte. Bilder — und Visionen — wie ich sie nie erlebt hatte,

bei' deren Erinnerung aber mein Puls lebhaft fieberte. — Eines Abends hatte ich mich im Garten verspätet. Der Mond ſtand hoch über den faſt ſchon kahlen Wipfeln der Pappeln und Linden. Plötzlich hörte ich eine Stimme, welche mich rief. Ich ſchrack zuſammen, fühlte aber in demſelben Augenblick ſchon die Hand des Barons an der meinigen, indem ſeine Stimme dazu flüſterte:

„Ich habe keine Ruhe. Ach! Auch Sie werden Langeweile haben! Da — nehmen Sie — zur Unterhaltung mit — ein Buch. Leſen Sie — aber nur im Geheimen. Es wird Ihr Herz für mich gewinnen, wenn Sie mich noch haſſen. — Denken Sie dabei an mich. Schweigen Sie.“ —

Ich hörte ihn nicht mehr, verbarg das Buch und eilte auf mein Zimmer. Ich war ſehr unruhig, ohne zu wiſſen warum. Als ich mir Licht angezündet und einen Blick in das Buch gethan hatte. — Himmel, wie ward mir! — Es war ein Buch, ein Roman — mit Bildern, wie ich ſie nie geſehen hatte. Solche Bücher las der Baron? —

Ich zitterte und ſchauderte vor dem Buch und konnte mich doch nicht ſatt ſehen und leſen. — Es war weit nach Mitternacht, als ich völlig erſchöpft in wüſten Träumen und Phantaſien zuſammen ſank.

Am folgenden Tage mußte ich mich krank melden. Das Buch hatte ich tief in meinem Bette verborgen. — Man wollte einen Arzt rufen, ich verbat es, unter Bemerkungen, die ich ſchon aus dem Buche ſelbſt gewonnen hatte.

Ich fühlte mich kaum wieder ſtark genug umher zu gehen, als ich am Abend auch die erſte Gelegenheit benutzte, das Buch, das abſcheuliche Buch zu nehmen und es nach dem Garten zu tragen und dort zu verſcharren, oder — dem Baron, wenn er zufällig etwa dort ſei, zurück zu geben.

Und welch' ein wunderbares Zuſammentreffen — der Baron war wirklich da, an der Hecke, in der Dämmerung, und hielt mir ein Buch entgegen. Ich eilte auf ihn zu und gab ihm ſein Buch zurück, ohne zu wiſſen was ich that. Ich eilte zurück auf mein Zimmer in ſeltſamer Haſt, und als ich den-

noch wieder ein Buch in meiner Hand erblickte, riß ich — in dem Lichte des Mondes — es auf und blickte hinein. — Wieder ſolche abſcheuliche Bilder! Aber vor Neugierde und einem nie gefühlten Behagen ſuchte und verſchlang ich ſie, wie die Lectüre des ganzen Buches.

Man kann ſich denken, daß ich vor meinem Prediger in furchtbarer Angſt war, entdeckt zu werden. Trotz dieſer Furcht aber ſetzte ich mein Treiben mit dem Baron fort, und fand nach und nach ein beſonderes Vergnügen daran. Nur wenige Wochen, wo Froſt und Schnee herrſchte, hoben wir unſere Zuſammenkünfte auf, die ſonſt allabendlich mit der größten Heimlichkeit und Vorſicht, wenn auch nur jedes Mal auf einige Minuten, fortgeſetzt wurden.

Da kam der Frühling wieder, Alles erglühte wieder zu hoher Luſt und Liebe. Mit mir und dem Baron ſollte es nicht anders ſein. Jeden Abend, wenn auch nur auf Minuten in ſeinen Armen zu ruhen, und von ſeinen Lippen geküßt

zu werden, war mir ein Bedürfniß, wie die Lebensluft. Als die Nächte angenehmer und wärmer wurden, ſchlich ich mich ſelbſt um Mitternacht fort, ſtieg aus dem Fenſter und huſchte wie ein Geſpenſt zu einer Laube mit einer Raſenbank, in welcher der Baron mich längſt erwartete. Ach! welche Wonne, welche Genüſſe habe ich, kaum 16 Jahre alt, in dieſer Laube und auf dieſer Raſenbank gehabt! Ich dachte nicht daran, ſie mir zu verſagen; mein Herz, meine ganze Natur und Sinnlichkeit lechzte danach. Ich konnte von nun an nicht ſchlafen, wenn der Baron nicht jeden Abend meine Wünſche befriedigte, und an jedem folgenden Abend möglichſt ſtärker als an dem vorhergehenden.

Es war in der Mitte des Sommers, als ich durch eine Veränderung in meinem Körper auf's Gewaltigſte und Niederſchlagendſte überraſcht wurde. Ich fühlte mich Mutter. —

Himmel! Was ſollte ich beginnen, wie ſollte ich meinen Fehltritt verbergen? — Jeden Augenblick, den ich nur allein ſein konnte, ſtellte ich mich

vor den Spiegel und betrachtete mich von allen Seiten, ob man ſchon etwas an mir merken könnte. Ich wagte kaum mehr mich den Blicken der Bewohnerinnen des Inſtituts auszuſetzen, ich befürchtete jeden Augenblick von dem Prediger, ſeiner Frau oder einer Kameradin angeredet zu werden: „Was — Auguſte — Du biſt — !“

Ich habe mich nie ſo ſtark geſchnürt, als in dieſer Zeit, obwohl es eigentlich noch gar nicht nöthig war. Aber dieſe Zeit ſollte bald kommen. Ein Wunder, daß man nicht längſt hinter meine nächtlichen Ausflüge gekommen war. Mein Geſicht war ſo blaß, — aber zu meinem Glück kam man allgemein auf die Idee, ich habe Anlage zur Bruſtkrankheit. Da ich mich immer ſtärker und ſtärker ſchnürte, ſo zitterte meine Stimme, wenn ich ſprach, und nicht ſelten mußte ich huſten, was die erwähnte Meinung von meinem kränklichen Zuſtande nur zu beſtätigen ſchien. Zum Glück war mein Prediger ein Freund von Kaltwaſſercuren und glaubte mich ſelbſt dadurch heilen zu können.

Aber wo blieb denn der Baron? Erſt hatte

ich nicht gewagt, ihm meinen Zuſtand zu entdecken, aus Furcht, er würde mich dann allmählig im Garten nicht mehr beſuchen, und dann — als ich mich endlich ihm doch entdecken zu müſſen glaubte, da — reiſte er plötzlich nach der Reſidenz, wie ich von anderen erfahren ſollte.

Als meine Beängſtigung den höchſten Grad erreichte, da ſchrieb ich in den Stunden der Nacht einen langen, langen Brief an ihn, welchen ich ſo mit meinen Thränen netzte, daß oft ganze Seiten des Geſchriebenen verwiſcht wurden. Ich ſchilderte ihm meine Lage mit dem ungeheuerſten Schmerz und der reuevollſten Wehmuth, und bat ihn flehend, mich vor der Veröffentlichung meiner Schande zu bewahren, und ſtellte ihm alle Pein und alle Strafen vor, welche mir nicht bloß von meinem Prediger, ſondern noch mehr von meinem Vater zu Theil werden würden, ſobald man meinen wirklichen Zuſtand entdeckte. Nach etwa acht Tagen erhielt ich einen Brief durch eine Botenfrau zugeſtellt, in welchem er mir erklärte, daß er nicht glaube, daß meine nächtlichen Zuſammenkünfte mit ihm ſolche

Folgen gehabt haben könnten; daß es wohl nur eine überreizte Einbildung von mir sei, Mutter werden zu müssen; daß er mich überhaupt nur auf die Probe habe stellen wollen, und daß er mich sehr leichtsinnig gefunden habe, indem ich als junges Mädchen in einer Pension mich allnächtlich förmlich mit Wuth ihm an die Brust geworfen, und ihn eines Nachts so in die Lippe gebissen habe, daß er sich acht Tage lang in keiner Gesellschaft habe sehen lassen können, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Da ich so leichsinnig sei, so werde ich ähnliche Zusammenkünfte wahrscheinlich auch mit Anderen, vielleicht gar mit seinem Bedienten oder Kutscher gehabt haben. Er schloß mit noch einigen höhnischen Zurechtweisungen und Ermahnungen.

Man denke sich meine Zerknirschung und Vernichtung, als ich diesen Brief las. Ich übergoß ihn so lange mit meinen Thränen, bis ich am Ende keine Zeile mehr lesen konnte. O Gott! was sollte aus mir werden!

Am folgenden Morgen fand der Prediger meinen Zustand bedenklich, erklärte, ich müsse die

galoppirende Schwindsucht haben, und es sei daher nöthig, daß er sofort an meinen Vater und an seinen Arzt in der Residenz einen Boten absende.

Jetzt war der äußerste Moment gekommen. Es mußte Alles offenbar werden! Diesen Augenblick glaubte ich nicht überleben zu können. Ich faßte sofort den Entschluß, mich in dem nicht fernen Flusse ertränken zu wollen. Es war ein furchtbarer Kampf mit mir selbst und meiner Lust zu leben. Endlich entschloß ich mich wieder zu entfliehen, noch ehe weder mein Vater noch der Arzt ankommen konnten. Ein Augenblick, die Umgebung und Lage unseres Hauses war mir günstig. Als ich mich auf einige Augenblicke allein wußte, sprang ich aus dem Bett empor, warf mir schnell ein Kleid und Tuch über, und stieg hastig aus dem Fenster, aus welchem ich mich schon so oft zur Nachtzeit entfernt hatte. Ich lief in Schuhen mit bloßen Füßen durch das Gebüsch, welches auf der einen Seite die Pfarre umgab, dann an einer Hecke ein Feld hinauf, und so in das nahe gelegene Gehölz. Ich suchte das tiefste Dickicht auf, in welchem ich

ächzend und kraftlos zuſammen ſank. Dann verfiel ich betäubt in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich erſt erwachte, als es ſchon anfing dunkel zu werden. Ich fühlte mich an allen Gliedern wie zerſchlagen, mein Kopf ſchmerzte mir furchtbar. Ich war kaum noch der Beſinnung mächtig, um mich in meinem unglückſeligen Zuſtande zurecht zu finden. Einer Ueberlegung, was ich beginnen ſollte, war ich nicht fähig. Ich glaubte heftige Bewegungen des unter meinem Herzen ruhenden Kindes zu empfinden. Bei jedem Geräuſch des Laubes ſchrack und fuhr ich zuſammen, weil ich meinte, in jedem Augenblick entdeckt zu werden. Denn der Gedanke, daß man mich überall, beſonders in dem Fluſſe ſuchen würde, war der einzige, deſſen ich mächtig war, und von ſeiner Wahrheit und Begründung war ich vollkommen überzeugt. „Man wird glauben," ſagte ich zu mir, „daß du in der Fieberhitze entſprungen biſt, und dich in dem Fluſſe ertränkt haſt."

Als ich aus der Höhe des Mondes abnahm, daß Mitternacht nahe ſein müſſe, erhob ich mich, ich weiß nicht durch welchen Inſtinkt getrieben, und

ſchlich mich, an keine Gefahr, entdeckt zu werden, denkend, nach jener Laube hin, in welcher ich gefallen war, in welcher ich zuerſt mit der ganzen Inbrunſt und Schwärmerei der Jugend, voll Gluth und Seligkeit an ſeiner Bruſt geruht hatte, und hingeſtorben war vor unnennbarer Luſt. Ich ſchwankte in die Laube hinein, welche von dem Licht des Mondes matt erhellt war. Als ich meinen Blick erhob, die Grasbank zu ſuchen, — was ſah ich? — den Baron. Hatte er mich erwartet? — war er doch, vom böſen Gewiſſen getrieben, hierher geeilt? ich weiß es nicht. — Es trat eine lange Pauſe ein; dann ſtürzte ich laut ſchluchzend und weinend auf meine Kniee, ſchlang die ausgeſtreckten Arme um ſeine Bruſt. Er ließ es geſchehen und hob mich dann zu ſich empor auf die Bank.

Seine erſten Worte waren Zweifel an der Wahrheit meines angeblichen Zuſtandes. Ich legte ſeine Hand auf meinen jetzt frei wogenden Leib, und — ſchwieg. Auch er verſtummte. Vermuthlich hatten die Bewegungen des Kindes ihn vollkommen überzeugt; denn nach einem längeren Schwei-

gen begann er: „Ich bin gekommen, um Dir Rath zu geben.“

„Rath?“ — ſeufzte ich.

„Nun ja, mein Kind. Daß Du bei Deinem Prediger Deine Niederkunft nicht abwarten kannſt, verſtehe ich recht gut,“ fuhr er fort. „Du wirſt in der Reſidenz erſt ablegen müſſen.“ — —

„Ablegen?“ liſpelte ich mit zitternder Stimme, indem eiskalte Schauder meinen Körper durchrieſelten.

„Nun ja,“ ſagte er mit höhniſchem Lächeln, welches mir unter dem plötzlich darauf fallenden, durch das Laub zitternden Zwielicht des Mondes wie das Grinſen und Greinen eines in unſerer Dorfkirche abgemalten Teufels vorkam. „Und dann werde ich verſuchen Dich unſerm Fürſten als eine junge und friſche Maitreſſe zu empfehlen, wenn Du es nicht vorziehen ſollteſt, nach Hamburg zu reiſen und Dich dort als Freudenmädchen einzeichnen zu laſſen.“

„Hahaha!“ — lachte ich mit dem Tone der tiefſten Wehmuth und Verzweiflung. „Und Sie wollen mich nicht lieber heirathen?“ —

„Heirathen — lieber?! — Mein armes Kind,

wo denkſt Du hin. Wie könnte ich Dich — eine arme Paſtorentochter — und als eine Gefallene — wohl heirathen. Ich würde meinem Vater und meinem ganzen Geſchlechte, dem Fürſten und der ganzen Reſidenz durch ſolche Thorheit ja die größte Schande machen. Nein, lieber nach Amerika auswandern und dort — Barbier werden.“

„Ja — ja — laſſen Sie uns auswandern — nach Amerika — es ſind bis zu meiner Niederkunft wohl noch zwei bis drei Monate, wir können uns bis dahin dort alſo noch erſt gut und ruhig einrichten. Ob — Alphons — Alphons! — ich beſchwöre Dich bei dieſer Laube und dieſem Zwielicht des Mondes, welcher darin ſo oft unſere Küſſe und glühenden Umarmungen geſehen hat. Verlaſſe, verſtoße mich nicht. Du wirſt nie eine zärtlicher Dich liebende Gattin bekommen als mich, ich werde Glück und Unglück mit Dir tragen, ich werde Dir jede Zärtlichkeit tauſendfach erwidern, und das Kind in meinem Schooße wird Dir ſo ähnlich ſein, ſo“ —

Bei dieſen Worten ſtieß er mich von ſich und ſagte: „Glaubſt Du denn, daß ich einen ſolchen

bürgerlichen Baſtard vor meiner adeligen Familie jemals mein nennen darf und werde. Ich will Dir in der Reſidenz eine Stelle anweiſen, wo Du im Geheimen Dein Kind ablegen kannſt und verſuchen, Dich dem Fürſten oder einem aus ſeiner Umgebung als eine jungfräuliche Maitreſſe zu empfehlen, das iſt Alles, was ich noch für Dich thun kann. Du dauerſt mich, aber unſer Verhältniß muß von jetzt an aufgehoben werden. Oder — wenn ich mit dem jungen Grafen ſpräche, ſo wäre es wohl dahin zu bringen, daß deſſen Jäger ſich als Vater angäbe und Dich heirathete. Beſinne Dich darauf. Ich erwarte darüber Deine Antwort."

Ich ſaß da wie zerſchmettert. Als mein Verführer ſich entfernt hatte, brach ich in lautes Heulen und Weinen aus, indem ich auf die Grasbank zuſammen ſank. So mochte ich wohl eine Stunde gelegen haben, als ich durch ungewohnte Schmerzen in meinem Schooße aufgeweckt wurde. Meine erſtarrten Glieder vermochte ich kaum zu regieren, um mich aufzurichten. Die Schmerzen wurden immer heftiger, obwohl ſie von Zeit zu Zeit wie-

der ausſetzten. Ich glaubte, daß ſie davon herrührten, weil ich mich ſchon zu lange in der kalten Nachtluft ohne gehörige Bekleidung aufgehalten, von ihrer eigentlichen, wahren Urſache hatte ich keine Ahnung. Bald aber ſollte ich darüber mit neuem Erſchrecken aufgeklärt werden, als ein furchtbarer Schmerz mir meinen ganzen Schooß zu zerreißen drohte, ich mich unten durchnäßt fühlte, und eine feuchte kalte Maſſe zwiſchen meinen Beinen ruhte. Jetzt merkte ich erſt, daß ich ein Kind geboren hatte. Vor Scham und Befangenheit wagte ich es kaum anzurühren. Allein die Vorſtellung, daß ich das Kind doch pflegen und kleiden müſſe, trieb mich, es hervorzuholen. Da wurde ich erſt gewahr, daß es todt ſei. Himmel! in welcher Lage befand ich mich; wie ſah ich aus! Bald darauf preßte ich das todte Kind an meine Bruſt, an meine Lippen, und da ich, obgleich es kalt und todt war, noch immer die Vorſtellung hatte, daß ich es einhüllen müſſe, ſo löſte ich meine langen Haare und ſuchte es in dieſe zu wickeln. Bald ergriff ich wieder das Tuch und wickelte es

da hinein. Allein — wie fror mich ſelbſt! Ich konnte nicht umhin, mich ſelbſt wieder in das Tuch zu hüllen, das todte Kind nackt auf meinen Schooß zu legen und es mit meinen Thränen zu übergießen und zu baden.

Der Morgen fing an zu grauen. So beſinnungslos und vom Schmerz zermalmt, wie ich auch war, ſo begriff ich doch recht gut, daß ich in dieſer Lage mit dem eben gebornen nackten Kinde, nicht lange bleiben könnte, ohne mich auf's Schrecklichſte bloß zuſtellen. Während ich noch weinte und ſchluchzte, nahm ich mein Kind auf den Arm, trat auf der Seite der Laube in's Gebüſch, und als ich fühlte, daß die Erde unter meinen Füßen hier ſehr locker war, fing ich an mit meinen Händen ein Loch aufzukratzen. Als ich es für groß genug hielt, nahm ich das bei Seite gelegte kalte Kind wieder auf den Arm, benetzte es nochmals mit meinen Thränen, küßte es mit wahnſinniger Wuth und legte es dann in die Grube, um es darin mit Erde zu verſcharren. Meine Kräfte ſchwanden immer mehr, ſo daß ich mich kaum noch

aufrecht zu halten vermochte. Wie eine Irrſinnige zerraufte ich jetzt an dem Grabe meines Kindes meine Haare, rang meine Hände und rief, in der Vorſtellung, mein Kind umgebracht zu haben: „Jetzt werde ich hingerichtet — mit dem Beil des Scharfrichters — o Gott! meine armen Eltern!“

Dann ſtahl ich mich, fortwährend mich umblickend, ſchüchtern und ſchaudernd von dannen. Es war ſchon faſt ganz Tag geworden, und ohne zu wiſſen, wohin ich ging, war ich bis an den Fluß gekommen. Ich fuhr von dem Ufer entſetzt zurück, als trieb mich etwas mich zu ertrinken. Einige Minuten ſtand ich wie betäubt und blickte bald ſtarr auf mich, bald in die Fluth. Dunkel tauchte in mir die Frage auf: „Soll ich hinein ſpringen?“ — Erſt jetzt wurde ich gewahr, wie ſchrecklich vom Blute beſudelt ich ausſah. Und weil ich glaubte, man würde mich daran ſogleich als Kindesmörderin erkennen, ſo fing ich an mich in dem Fluſſe abzuwaſchen, ſo gut es ging und mich dann mit dem Tuch zu verhüllen.

So etwas geſäubert, ſetzte ich ſchüchtern und

betäubt, als die Morgenröthe ſich ſchon zeigte, meinen Weg auf der nächſten Straße fort, ohne zu wiſſen, wohin ich ſo gelangen würde. Wie lange und wie weit ich ſo ſchon gegangen war, weiß ich nicht; plötzlich aber hörte ich hinter mir rufen: „Heda! wo wollen Sie denn ſchon hin?“ — In meiner Betäubung hörte ich nur das „Heda“, glaubte mich von den Leuten des Predigers, oder gar ſchon von Landdragonern verfolgt und fing an zu laufen, ſo ſtark, als ich in meiner Verzweiflung es vermochte. Allein gleich darauf hörte ich Pferdegetrappel hinter mir und abermals die freundlichen Worte: „Erſchrecken Sie doch nicht vor mir. Ich will Ihnen ja beiſtehen, wenn ich kann. Stehen Sie doch ſtill und ſprechen mit mir.“

Jetzt ſtand ich wirklich ſtill, ſah mich um und gewahrte neben mir einen jungen Herrn, der mir ſeine Hand entgegenſtreckte. Ich blickte ſchüchtern und verſchämt vor mir nieder.

„Sie ſind den Ihrigen wohl davon gegangen?“ fragte er weiter mit Zutraulichkeit.

Ich antwortete nicht. — „Sie ſind von einer böſen Stiefmutter wohl geſtern Abend bös mißhandelt worden?“ forſchte er weiter.

Ohne zu wiſſen was ich that, antwortete ich ſchüchtern: „Ja!“

„Armes Kind, Sie dauern mich,“ ſagte der junge Herr, der, wie ich ſpäter erfuhr, ein ſogenannter Probenreiter oder Handlungs-Reiſender aus Hamburg war. „Wollen Sie auch nach Hamburg?“

„Ja,“ ſagte ich nochmals, um nur etwas zu antworten und ohne ihn anzuſehn. Der Probenreiter fuhr fort: „So können mir ja Reiſegefährten werden. Ich will Sie bis zum nächſten Ort hinter mir auf's Pferd nehmen. Es iſt noch früh und Niemand wird bis dahin uns ſehen. Dann wollen wir beſprechen, was ich weiter für Sie thun kann. Ich habe ſchon manchem jungen Mädchen, die daheim zu Fall gekommen war und deshalb heimlich nach Hamburg durchgieng mit Rath und That dort fortgeholfen, weil ich dort Viele kenne, um deren Bekanntſchaft es Ihnen gewiß zu thun iſt.“

Er wies mich nun an, zuerst auf einen Stein und von diesem auf das Pferd zu steigen, was ich auch that, ohne mir von dem ganzen Vornehmen und wie ich erinnere, gewiß recht traurig-komischen Scene eine deutliche und klare Vorstellung zu machen. Der Probenreiter meinte zwar, ich sollte mich wie er, quer über das Pferd setzen, aber dazu konnte ich mich durchaus nicht verstehen, weil ich noch fortwährend in meinem Unterleibe heftige Schmerzen fühlte, und mich überhaupt in einem Zustande befand, der einen solchen Ritt von meiner Seite nicht gestattete. Um mich festzuhalten, umschlang ich meinen Führer mit dem rechten Arme und wir ritten so im Trabe weiter. Als wir ein Dorf vor uns erblickten, stieg ich vom Pferde. Der Probenreiter forderte mich auf ins Wirthshaus zu gehen, woselbst er mich erwarten wollte. Ich that, wie er mir geheißen. Mit einer wahren Angst, er könne mich verlassen, folgte ich ihm mit meinen Blicken, bis er sich zwischen den ersten Häusern des Dorfes verlor. Bald aber sah ich das bezeich-

nete Wirthshaus vor mir, trat ein und wurde von meinem Probenreiter in ein kleines Seitenzimmer geführt. Er nöthigte mich zum Sitzen, ſtellte ſich dann vor mir hin und ſagte: „Mein Gott, mein liebes Kind, was iſt mit Ihnen geſchehen? Sie haben mir ja das Pferd hinten auf einer Seite über und über mit Blut beſchmutzt, ſo daß ich es erſt abwaſchen laſſen muß. Erzählen Sie mir doch Ihre Geſchichte.“

Erſt ſaß ich verſchämt da, und glaubte in die Erde ſinken zu müſſen; als er aber immer freundlicher mir zuſprach; und meine jüngſte Vergangenheit zu errathen ſchien, da — geſtand ich ihm Alles und bat ihn, mich nicht zu verlaſſen, ſondern für mich zu ſorgen.

Er ſchien wirklich von großer Theilnahme und Mitleid über mein Schickſal gerührt zu werden, und ſchüttelte mehr wie einmal mit dem Kopfe. „Das muß ja ein niederträchtiger Kerl ſein,“ ſagte er dann, „und Sie ſind noch ſo jung und gar — die Tochter eines Paſtors. Aber was wollen Sie nun anfangen? Ich muß Sie von hier wohl

nach Harburg fahren laſſen, und Ihnen dann in Hamburg vorläufig ein Unterkommen verſchaffen.“ — Ich nahm ſein Anerbieten mit Dank an, und wollte ihm die Hand küſſen. Er aber wehrte es ab, und küßte mich dafür mit einem Gefühl und einer Innigkeit, wie der Baron es nie gethan hatte.

„Süßes Mädchen,“ ſagte er. Ich umſchlang ihn mit beiden Armen und weinte. —

Mein Freund gab mir Geld, beſtellte einen Wagen und deutete mir an, wo er, nachdem ich in dem Wirthshauſe als eine arme Kranke, wofür er mich ausgab, eine Nacht geruht, und durch ihn mit den nöthigen Kleidern verſehen war, in Hamburg mich erwarten würde. Hier angekommen, empfing er mich und führte mich dann zu einer Frau, bei der er mir ein Zimmer miethete. Am andern Tage mußte ich das Bett hüten, und lag im heftigſten Fieber, von dem ich erſt nach drei Wochen genaß. Mein Freund beſuchte mich alle Tage und erklärte, er würde mich wohl unterhalten, wenn ich ihm nur treu bliebe, wir könnten dann mit der Zeit einander heirathen, und ich einen

Putzladen anlegen, während er noch bei seinem Geschäft bleiben werde. Mir gefiel das Alles sehr wohl, und ich stimmte ihm bei meiner Jugend und Unerfahrenheit in Allem bei.

Ich fahre über diese und die nächste Zeit rascher hinweg, weil sie für mich ziemlich einförmig war und daher dem Leser durch die Erzählung wenig Interessantes darbieten kann. Als mein Freund nach meiner Genesung wieder auf Reisen ging, und zwar diesmal nach Dänemark, blieb er am Abend vor seiner Abreise und auch die Nacht bei mir, was ich ihm gern erlaubte, weil ich es ihm gönnen zu müssen glaubte. Wir waren auch wirklich diesen Abend und die darauf folgende Nacht hindurch sehr vergnügt, die erste und — letzte Nacht, welche ich so mit meinem Freunde unter Scherzen, Lachen und Tändeln zubrachte, wobei mein Freund mir gestand, daß er noch nie ein junges Mädchen von solcher Lust und Hingebung gefunden habe, als mich.

Man höre nun aber, wie mein Schicksal sich weiter gestalten sollte.

Mein Freund war kaum einige Tage von Ham-

burg entfernt, als meine Wirthin mir Allerlei von ihm erzählte, was ihn mir in einem weniger günstigen und angenehmen Lichte zeigte; auch offenbarte sie mir, daß der Herr oder Kaufmann meines Freundes, für den der letztere reiste, mich irgendwo gesehen und ganz besonders lieb gewonnen habe. Es komme jetzt nur auf mich an, die Frau eines Kaufmannes oder eines Probenreiters zu werden. Anfangs lachte ich über eine solche Mittheilung, fragte, wo der Kaufmann mich denn gesehen habe und erklärte gerade heraus, daß ich meinem Freunde bis zu seiner Rückkehr aus Dänemark niemals untreu werden würde. Ich sagte dies so aufgeregt, fest und entschieden, daß meine Wirthin wie geschlagen davon ging und mich ihren Groll mehrere Tage dadurch fühlen ließ, daß sie mich schlechter bewirthete und mir Schlechteres zu essen und zu trinken gab, als dies bis dahin der Fall gewesen war. Nach einer Woche trat sie aber doch wieder bei mir ein und erzählte mir, den vorhergehenden Abend sei der Kaufmann dagewesen, habe ein Paket hübscher Geschenke bei sich gehabt,

und durchaus verlangt, zu mir gelaſſen zu werden, unter der Hinzufügung, daß ich für meine Jugend und Schönheit es hier doch viel zu ſchlecht habe, und daß er mich ſogleich viel beſſer halten werde, wenn ich nur wolle.

Dieſe Mittheilung machte mich unruhig und ließ keinen Zweifel in mir aufkommen, daß ſie mir mit ſo großer Sicherheit und Natürlichkeit gemacht wurde. Kurz, nach drei Tagen trat des Abends ein Herr bei mir ein, der ſich ſogleich ſehr frei und dreiſt gegen mich benahm, wie ich es bisher noch nie erlebt und erfahren hatte; er faßte mich um, zog mich auf ſeinen Schooß und verlangte von mir, daß ich ſeine Zärtlichkeiten ſo frei und ungenirt als nur möglich erwiderte. Ich konnte mich aber darauf nicht einlaſſen, um ſo weniger als vom Heirathen keine Rede war. Ich wollte entfliehen, allein der Herr hielt mich feſt.

Wir mochten ſo wohl eine Stunde lang bei einander geſeſſen haben, während welcher Zeit ich kaum ein Wörtchen ſprach, als auf einmal die Thür aufgeriſſen wurde und ein anderer Herr ein-

trat, den ich sogleich als einen Diener der Polizei erkannte. Dieser Herr redete mich mit harten Worten an, erklärte, ich sei seine Arestantin und müsse ihm in's Gefängniß folgen. Weder der angebliche Kaufmann noch meine Wirthin standen mir bei. Ich berief mich auf meinen Freund und dessen baldige Rückkehr von der Reise, allein das Bitten und Beschwören bei meiner Unschuld half nichts, sondern veranlaßte nur ein spöttisches Verlachen. Ich brach in Thränen aus, aber auch das half nichts. Es blieb mir nichts übrig als das — Gefängniß, für mich ein furchtbar schauerliches Wort. Ich wurde nach der Wache des Großen Neumarktes gebracht und durchlebte hier die zweite furchtbarste Nacht meines Lebens, wenn ich die, als die erste rechne, in der ich mein todtes Kind gebar und mit meinen Nägeln verscharrte. Rohe, gemeine, betrunkene Kerle aus dem niedrigsten Pöbel waren theils schon dort, theils wurden sie noch eingebracht, und alle trieben die schamlosesten Possen, wie ich sie nie gehört hatte.

Ich kauerte mich in eine Ecke zusammen, that

als ob ich ſchliefe und dachte — an meine armen Eltern, an meine Jugend, an meinen Aufenthalt in der Penſion bei dem Prediger und — an meine Verführung durch den Baron, wie an die erſten Späße mit „Hans-Hinnerik“ in der Scheune auf dem Heu und Stroh. Wehmuth, Reue, Schaam, Gewiſſensbiſſe zermalmten und quälten mich fürchtbar. Mein Unglück und das Gefühl desſelben war grenzenlos. Es durchſchauderte mich bei dem Gedanken, wie weit ich ſchon geſunken war in dem Alter von noch nicht — ſiebenzehn Jahren.

Daß ich in dem Verhör auf dem Stadthauſe ſchlecht beſtand, daß man mir mit dem größten Recht die bitterſten Vorwürfe machen konnte, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Ueberhaupt war ich ja ſolche Scenen gar nicht gewohnt, und ganz unerfahren in dem Benehmen meiner Carriere, wie ſie jetzt vor mir lag. Als ich antworten und Auskunft geben ſollte über meine Herkunft und meine Veranlaſſung zur Reiſe nach Hamburg brach mir förmlich das Herz, und ich hatte nur ſo viel Faſſung nm zu — lügen, und zu behaupten, daß

ich erſt vor einigen Wochen mit einem Schiffe von Amerika nach Bremen und von dort nach Hamburg gekommen ſei, daß meine Eltern in Amerika geſtorben wären, und ich jetzt ohne alle Angehörigen ſei, und nur allein meinen Freund, den Probenreiter, zum Beſchützer habe. Wegen des Letzteren wurde ich gar nicht gehört, und es blieb mir nichts übrig, als die Frage, ob ich mich als Freudenmädchen einzeichnen laſſen wolle? mit „ja" zu beantworten.

So wurde ich denn Freudenmädchen in dem Alter von ſiebenzehn Jahren, als die Tochter eines frommen Predigers und die Zöglingin eines höchſt achtbaren Inſtitutes. Meine Jugend und wie man ſagte Liebenswürdigkeit, verſchaffte mir bald viele Freier und Beſucher, welche ſich in der erſten Zeit an einem Abende und in einer Nacht oft bis auf zwanzig ſteigerten. Ich hatte mir als Freudenmädchen den Namen „Hulda" gegeben und man nannte mich bald die „ſchöne Hulda". Dieſe Bezeichnung vermehrte wo möglich meinen Beſuch,

und da ich keinen zurückweiſen durfte, ſo empfing ich an einem Abend oft den Herrn, den Hausknecht, den Vater und den Sohn durcheinander, weil Jeder meine Bekanntſchaft machen wollte.

Das iſt nun das Leben, in welchem ich mich noch jetzt bewege, und ich hoffe, kein Leſer von Herz und Gefühl wird mir ſein Mitleid verſagen und unter meiner Schminke und dem erzwungenen Lachen die Thränen der Wehmuth und Reue erkennen.

Liebesabenteuer

der ſchönen Minna.

Von ihr ſelbſt aufgeſetzt

und

herausgegeben

von einem ihrer Freunde.

Zweite Auflage.

[4.]

Neuſtadt, 1860.

J. Wagener.

[Verf: Johann Wichern Christern]

Es wäre gewiß sehr interessant und unterhaltend zu lesen, wenn das Leben jeden Mädchens auf dem Dammthorwall bekannt gemacht würde.

Manches ist darüber freilich schon geschrieben und gedruckt worden, aber das Alles ist noch gar nichts gegen dasjenige, was ich zu erzählen habe.

Aber es ist nur gut, daß nicht Alles bekannt wird, was wir erlebt und durchgemacht haben, sonst würden wir für manche Herren nicht so interessant und liebenswürdig sein, als wir es jetzt sind, wo wir oft gesucht, geliebt und gefeiert werden wie vornehme und berühmte Damen.

Bei allem Gaslicht und Astrallampenschein umgiebt uns doch die tiefste Dunkelheit. Das ist unser Spaß und unser Vortheil.

Ich will hier also offen und ehrlich sein; ich will Alles so aufdecken und erzählen, wie es sich mit mir zugetragen hat, bis ich am Dammthorwall

auf dem hohen Stuhle vor dem Fenster thronte, alle Tage in Sammet und Seide ging, goldene Ringe, Ketten und Uhren trug, im Jahre ganze Berge von weißer und rother Schminke verbrauchte und deshalb mit Recht die „schöne Minna“ genannt wurde.

Man wird dann lesen und sehen, daß ich meinen bisherigen Lebenslauf von der Abdeckerei bis zum Dammthorwall mit dem größten Recht einen sehr romantischen und poetischen nennen kann, der in seiner Beschreibung viel schöner und reizender ist, als so ein Roman von dem Franzosen Gutzkow und dem alten Schweden Friederike Dumas. *)

Was es mit der Abdeckerei hier auf sich hat, will ich sogleich erzählen, weil die alten Weiber mir schon bei meiner Geburt prophezeiten (wahrscheinlich durch Kartenlegen, worauf sich auch meine Mutter verstand), daß ich einst in Sammet und Seide und goldenem Geschmeide einhergehen und daher wahrscheinlich etwas recht Großes und Vor-

---

*) Hier muß meine schöne Freundin sich mit ihrer Romanbekanntschaft selbst in Verwirrung gebracht haben. Der Originellität wegen will ich die Namenverwechselung stehen lassen. Der Herausgeber.

nehmes, vielleicht gar die Frau oder Maitresse eines Fürsten werden würde.

Derjenige, welcher als mein Vater genannt wurde, war nämlich Abdecker oder Schinder in einer kleinen Stadt im Mecklenburgischen, die ich hier nicht weiter nennen will. Er hatte damals aber eigentlich noch keine Frau, sondern zog sich mit der Tochter eines Lumpensammlers vom nächsten Dorfe herum, welche eben keine andere war, als meine Mutter.

Diese meine Mutter besuchte als Mädchen nun oft meinen Vater auf der Abdeckerei, setzte sich dabei auf die eben niedergestochenen alten Mähren, welche mein Vater grade abzog und unterhielt sich so oft Stundenlang mit ihm von der Liebe und dem Heirathen, wozu mein Vater sich immer nicht recht heranziehen lassen wollte, weil er sich einbildete, daß er eigentlich gar nicht mein Vater sei, sondern der junge Jäger bei dem Förster in P., was ich später oft genug zu hören Gelegenheit hatte, wenn mein Vater und meine Mutter sich etwas laut und recht ausführlich über die erste Schwärmerei ihrer jungen und keuschen Liebe unterhielten.

Genug, als meine Mutter als junges Mädchen von 18 Jahren fühlte, daß die Stunde da sei,

wo sie mir das Leben schenken sollte, da ging sie abermals nach der Abdeckerei, wo sie meinen Vater bei der Arbeit wußte und beschenkte ihn so mit meinem Dasein und ersten Geschrei, indem sie mich — es soll grade ein recht angenehmer Abend im August gewesen sein — auf eine eben abgezogene Kuhhaut legte, auch vielleicht darein wickelte, und davon lief.

Mein Vater soll in jenem Augenblick furchtbar geflucht haben, aber es half Alles nichts, meine Mutter ging ihren Weg zurück und ließ mich schreien und meinen Vater fluchen, schimpfen und allerlei verdächtige Redensarten führen.

So war ich also auf der Welt angelangt, glücklich und wohlbehalten, und mein Vater war seiner alten Liebe treu und überhaupt zartfühlend genug, um mich so mit der Kuhhaut und noch einer Pferdehaut auf seinen Karren zu laden und mit sich nach der Stadt in seine Wohnung zu nehmen. — Bei seinem Einzug in die Stadt, ziemlich spät Abends, soll es aber diesmal einen höchst komischen Auftritt gegeben haben, als ich plötzlich auf dem Karren an zu schreien fing, während er grade durch die Straße zog, als noch manche Nachbarn und Nachbarinnen sich lang und breit unterhielten.

Was hierauf geſchah, iſt mir nie recht mitgetheilt worden, oder auch, es mag ſein, daß ich es wieder vergeſſen habe; ich weiß nur, daß, als ich aus einer Art Traum erwachte, mein Vater und meine Mutter beiſammen lebten, ohne daß ich jedoch von einer Hochzeit jemals irgend etwas geſehen habe, und überhaupt war mein Vater auch viel zu geizig, und trank dafür lieber einen Schnaps, als daß er ſeinen Verdienſt für die Trauung hätte hingeben ſollen.

Als ich zuerſt gewahr wurde, daß ich in der Welt ſei, war ich ungefähr 14 Jahre alt, und von dem Gefühl des Lebens und meinem Daſein in der Welt erhielt ich den näheren Aufſchluß durch einen jungen Knecht, den mein Vater in Dienſt genommen hatte und der ihm bei der Abdeckerei hülfreiche Hand leiſten mußte.

Dieſer junge Knecht, Namens Johann Dreier, und von der Jugend der Stadt ſpäter immer nur Schinder-Hannes genannt, war ein kräftiger vierſchrötiger und breitſchultriger Kerl mit rothen Haaren und gefiel mir außerordentlich wohl, ſo daß ich mir es gerne gefallen ließ, daß er mir nahe zu kommen und ſich mit mir zu unterhalten ſuchte, wo und ſo viel er konnte.

Auf der Abdeckerei meines Vaters gefiel es mir immer außerordentlich wohl, ich hatte mich dort täglich aufgehalten, als mein Vater den Schinder-Hannes noch nicht zum Gehülfen hatte, und es fiel daher gar nicht auf, wenn ich den jungen Knecht nach der Abdeckerei hin begleitete, auch wenn mein Vater nicht dabei war.

Gab es deshalb eine alte Mähre abzustechen und abzuledern, so machte ich auf derselben, und zwar mit übergespreizten Beinen, gewöhnlich den letzten Ritt, d. h. ich brachte sie, darauf reitend, nach der hinter einem kleinen Gehölz zwischen Sandhügeln gelegenen Abdeckerei, und mein Schinder-Hannes folgte zu Fuß hinterher.

Wir waren dort dann immer sehr zärtlich bei einander, ich half so viel ich konnte und die dort herrschenden bestialischen Modergerüche waren für mich zarte Rosendüfte und balsamische Lüfte, nicht blos weil ich ihrer gewohnt war, sondern auch, weil Schinder-Hannes sich fortwährend mit mir ganz zärtlich unterhielt und außerdem sehr handgreiflich zu caressiren wußte, was mir, die ich bei meinen 14 Jahren noch wenig erfahren hatte, außerordentlich gefiel. Mitunter wurde er ganz feurig, warf sein Messer hin und kitzelte mich so stark und eindringlich, daß ich mich vor Lachen nicht zu hal-

ten wußte. Ich ſchrie dann aus vollem Halſe, daß ich es nicht aushalten könne, daß er aufhalten ſolle, wenn er mich nicht umbringen wolle.

Es ging mir damit aber ganz ſonderbar, denn jedesmal, wenn Schinder-Hannes dieſes Nothgeſchrei der Tochter ſeines Herrn zu ſehr reſpectirte und deshalb mit ſeinem Kitzeln einhielt, ſo ärgerte ich mich hinterher jedesmal ganz ſchrecklich, daß er dieſes that, und wünſchte mit einer wahren Begierde den Augenblick wieder herbei, wo er zu kitzeln fortfahren würde.

Oft ſpielte ich denn auch die Launiſche, und wenn Schinder-Hannes dann ſagte, daß er es ſo bös ja nicht gemeint habe, daß er mir ja nicht wehe thun wolle und daß ich doch nur nichts an meinen Vater ſagen möchte, ſo ärgerte ich mich nochmals und wunderte mich, wie er nur ſo dumm ſein könne.

Endlich, wenn es mir zu lange dauerte und er bei ſeiner Abdeckerei fortfuhr, ſo fing ich nun meinerſeits an, ihn hier und dort zu kitzeln, um ihm dadurch das Zeichen zu geben, nun auch ſeinerſeits bei mir die Kitzelei wieder anzufangen und fortzuſetzen. Es dauerte dann auch jedesmal nicht lange, und die Kitzelei, welche mir ſo außerordentlich gefiel, war wieder in vollem Gange.

Bei der Kitzelei aber blieb es. Schinder-Hannes war wahrſcheinlich noch zu jung und zu unerfahren

im Umgange mit Mädchen von meinem Alter, um in das Spiel mehr Abwechſelung und Unterhaltung zu bringen. Mein Liebhaber war ſonſt ein ganz prächtiger Kerl, aber er war noch etwas zu blöde und unerfahren und deshalb wurde er für mich bald wieder langweilig und gleichgültig. Ich folgte ihm deshalb nicht ſo oft mehr hinter das Gehölz auf die Abdeckerei, unterhielt mich auch zu Hauſe nicht mehr ſo viel mit ihm, ſondern forſchte, ob es nicht noch andere junge Leute gäbe, die vielleicht dreiſter wären und das Kitzeln noch beſſer verſtanden.

So trieb ich mich denn oft alleine umher, ohne daß mein Vater und meine Mutter grade darauf achteten, denn an die Arbeit war ich eigentlich nie gewöhnt worden, und es machte mir nichts größeres Vergnügen, als mein rothes Tuch umzuknoten und mit meinen beiden großen meſſingenen Ohrringen, die Schinder-Hannes mir zum Jahrmarkt geſchenkt hatte, mich vor der Thüre herumzutreiben.

Als ich eines Abends ſo dort ſtand, kam ein junger Menſch mit einer Drehorgel auf dem Rücken und ſtellte ſich grade vor unſere Thüre hin. Er hatte einen furchtbaren Baß und das Lied, welches er ſang, gefiel mir außerordentlich. Noch mehr aber gefiel es mir, daß er unaufhörlich ſo zärtliche

und schwärmerische Blicke nach mir hinwarf, und mich dabei mit einem Feuer ansah, als wolle er mich verschlingen.

Ich war grade vor einigen Tagen 15 Jahre alt geworden, und verstand die Liebe nun schon weit besser als vor einem Jahre, da Schinder-Hannes mit seinen rothen Haaren zu uns gekommen war und mich zu kitzeln versucht hatte, was denn bei ihm auch alles war.

Dieser holde und hübsche Junge mit der Drehorgel hatte aber nicht rothes, sondern kohlenschwarzes Haar und dieses Rabenhaar war so lang und lockig, wie ich es noch nie gesehen hatte, dabei war seine Nase so lang und sein Gesicht so schmachtend, daß es mir durch alle Glieder zitterte und ich unaufhörlich seufzte und gähnte, wenn ich ihn ansah.

Das Lied, welches er sang, gefiel mir, wie gesagt, außerordentlich, und wahrscheinlich sah er mir dies an, denn als er es beendigt hatte, kam er zu mir heran, lächelte und überreichte es mir gedruckt. Als ich roth über und über wurde — ich glaube zum ersten Male in meinem Leben — mit dem Kopfe schüttelte und ihn bedeutete, daß ich keinen Schilling habe, um es zu kaufen, da meinte er, das habe nichts zu bedeuten, ich sollte es nur nehmen.

Dies that ich denn auch, weil er mich gar zu schmachtend ansah.

Dann fing er es von vorne an und ich versuchte herzhaft mit zu singen. Mein Mitsingen mit heller Stimme mußte ihm gefallen, denn fast bei jedem Verse nickte er mir mehr als einmal zu. Dadurch wurde ich ermuthigt, immer ungenirter und lauter zu singen, so daß, da es in einer Abendstunde war, selbst die Nachbarsleute lachend herbeikamen und zuhörten, wie wir beide sangen.

Als das Lied abermals zu Ende war, fing mein schmucker Junge ein zweites und drittes Lied an, nahm gelegentlich die hingereichten Schillinge zu sich und ergelte so lange, bis die ganze Drehorgel durchgespielt war. Dann machte er seine Verbeugung, nahm seine Mütze ab und warf seine Drehorgel auf den Rücken zurück, um weiter zu gehen; mich aber sah er noch einmal mit einem so langen und schmachtenden Blicke an, daß mir ganz warm und unheimlich zu Muthe wurde. Ich that aber, als habe mich das alles gar nicht gerührt, sah die Umstehenden, welche nun wieder auseinander gingen, gleichgültig an und that, als hätte mein rothes Tuch sich gelöst und als müsse ich dies fester knoten.

Als der prächtige Junge fortgegangen war und die Nachbarsleute sammt allen Straßenjungen sich verloren und verlaufen hatten, da verließ auch ich, indem es schon fast dunkel geworden war, unsere Thüre und ging um die Ecke, hinter welcher der Schwarzgelockte mit der Drehorgel verschwunden.

Kaum hatte ich diese Ecke erreicht, als Schinder-Hannes mit dem Karren meines Vaters von der Abdeckerei heimkehrte und mich fragte, wohin ich wolle. Diese dumme Frage ärgerte mich. Was ging das denn ihn an? Er rief mir noch einmal zu: „Jette, komm mit nach Hause, ich will Dir mal was sagen.“ Aber ich that, als wenn ich es nicht hörte, und ging weiter voll Angst, daß mein Schwarzgelockter gar nicht mehr aufzufinden sein würde.

Diese höllische Angst, welche mich fast zittern und beben machte, war ohne Noth. Denn kaum war ich um die Ecke gekommen, so sah ich meinen prächtigen Jungen dort stehen, wie er mir winkte, ihm vor das Thor zu folgen. Ich verstand ihn sogleich und that, wie er mich bedeutete, das heißt, ich folgte ihm von Ferne.

Mein Schwarzgelockter schien in unserer Gegend sehr gut bekannt zu sein, denn wie mir schien, schlug er mit großer Sicherheit den Weg nach dem Schützenhofe ein, in dessen Nähe

ſich ein kleines Gehölz mit Wegen und Bänken befand

Als ich in die Nähe des Gehölzes gekommen war und meinen Führer aus dem Geſichte verloren hatte, hörte ich plötzlich aus dem Gehölze von einer beſtimmten Stelle ein Pſt! Pſt!

Ich folgte dieſem Pſt und ſtand alsbald vor meinem ſchmachtenden Jungen, der ſeine Drehorgel bereits auf die Bank geſetzt hatte, mich bei der Hand faßte und auf ſeinen Schooß zog.

Ich ließ Alles ruhig mit mir machen und geſchehen, wozu auch gehörte, daß mein Gelockter mich küßte, was Schinder-Hannes trotz aller Kitzelei noch nie gethan hatte, weil er es nicht verſtand.

Während ich auf dem Schooße meines prächtigen Jungen ſo da ſaß, geküßt wurde und wieder küßte, hörte ich, daß er meine Stimme ganz wunderſchön fand und daß wir übermäßig viel Geld verdienen würden, wenn wir Beide immer zuſammen ſängen.

Mir ſchoſſen jetzt tauſend neue Gedanken durch den Kopf. Ich ſehnte mich nicht mehr nach Vater und Mutter, noch nach Schinder-Hannes und der Abdeckerei zurück, ſondern hielt es für ausgemacht und natürlich, daß ich mit meiner Stimme viel Geld verdienen müſſe.

Kaum hatten wir noch eine Weile mit einander geſprochen, als wir auch ſchon Handels eins waren, d. h. ich war bereit, mit ihm davon zu laufen, Vater und Mutter heimlich zu verlaſſen und bei der Drehorgel als Sängerin beſonders auf den Jahrmärkten ſchrecklich viel Geld zu verdienen, wofür ich mir dann, wie mein Geliebter meinte, bald hübſche Kleider und goldene Ohrbommeln nebſt zahlloſen dicken goldenen Fingerringen kaufen ſollte.

Durch dieſe Vorſtellungen gerieth ich in eine fieberhafte Aufregung, ich erblickte mich ſchon in einem Staate, wie ihn unſere Herzoginnen und Prinzeſſinnen nicht beſſer und prächtiger tragen. Ich wurde durch dieſe Aufregung förmlich verrückt und wäre dieſe Nacht lieber ſogleich bei meinem Geliebten geblieben, als daß ich erſt wieder zu meinen Eltern zurückkehrte. Mein Adolph, denn ſo hieß, wie ich jetzt hörte, mein neuer Geliebter mit der Drehorgel, hielt dies vorläufige Zurückkehren zu meinen Eltern bis morgen Nachmittag jedoch für nöthig, um alles Aufſehen zu vermeiden und auch jedem Einhaltsgebot der Polizei vorzubeugen.

Es wurde unter tauſend zärtlichen Küſſen und Umarmungen zwiſchen mir und meinem Adolph alſo die Verabredung getroffen, daß ich am andern Tage

um 4 Uhr den Weg nach Grabow einſchlagen und bei dem Kreuzwege ſeiner warten ſolle.

Jetzt umarmte und küßte ich meinen Adolph zum erſten Male recht dreiſt und herzhaft, während ich bisher nur ihn Alles bei mir hatte machen laſſen. Dann ſtanden wir von der Bank auf; Adolph nahm ſeine Drehorgel auf den Rücken und ich — in dem Alter von fünfzehn Jahren — war ſchon ſtolz und eingebildet darauf, ſo als ſeine Frau neben ihm und der Drehorgel einherzugehen. Als wir heimkehrten, ſchlug die Thurmuhr unſerer Stadt grade zehn, es war kein Mondſchein und daher ſtockfinſter; dennoch aber glaube ich, auch ungeſehen mich tüchtig als junge Frau gebrüſtet zu haben.

In der Stadt hatten die meiſten Leute die Hausthüren ſchon zugeſchloſſen und waren zu Bette gegangen, ich konnte meinen Adolph alſo faſt ungeſehen bis an ſeine Herberge begleiten; wir küßten uns dort noch einmal, gewiß eine viertel Stunde lang in einem fort und ich ſchied dann mit der Verſicherung und kräftigen Beſchwörung, daß ich morgen Nachmittag beſtimmt mit Sack und Pack — wie mein Adolph verlangt hatte — an der bezeichneten Stelle ihn erwarten, oder, wenn mich ein Bekannter dort ſehen ſollte, nach Um-

ſtänden auch noch etwas weiter vorausgehen würde. Adolph ſchien eben ſo glücklich zu ſein wie ich.

Da ich mich oft des Abends umhertrieb, ſo war mein ſpätes Ausbleiben gar nicht aufgefallen, Vater und Mutter hatten nur die Thüre offen gelaſſen und ich konnte ungeſehen zu Bette gehen. Niemand bekümmerte ſich um mein Nachhauſekommen.

Grade aber als ich zu Bette gehen wollte und Alles längſt im tiefen Schlaf wähnte, da hörte ich zwei, dreimal: Jette! Jette! Jette! von einer bekannten Stimme und zwar ganz leiſe und auf eine Weiſe rufen, wie ich es noch nicht gewohnt war.

Dieſes Rufen meines Namens ging, wie ich recht gut hörte, von Schinder-Hannes aus, der nicht weit von mir ſein Lager hatte.

Ich that, als ob ich es nicht hörte, aber Schinder-Hannes gab ſein Jette-Rufen nicht auf, ſondern bat, ich möchte mal zu ihm kommen. Ich erwiederte ihm, er ſolle mich ſchlafen laſſen, ich hätte Kopfweh und Leibkneipen.

Aha! ſagte Schinder-Hannes, ich kann es mir ſchon denken, es iſt nicht richtig mit Dir.

Nein, brummte ich, nun laß mich in Ruh!

Morgen will ich Dir etwas friſches Pferdefett eingeben, welches ich heute erſt mitgebracht habe von einem krepirten alten Klepper, das iſt gut dafür.

Gut! sagte ich nochmals ganz verdrießlich und fing dann so furchtbar an zu schnarchen, daß Schinder-Hannes wirklich glauben mußte, ich schlafe ganz fest.

Ich that aber nichts weniger als schlafen, sondern dachte in Einem fort an meinen Adolph, an das viele Geld, an die Kleider, Ohrbommeln und dicken goldenen Ringe, kurz, an das ganze ungeheure Glück, welches mir als junge Frau bevorstand.

Da ich nun ziemlich ruhig lag, so mochte Schinder-Hannes auch wirklich glauben, daß ich schlafe. Er stand deshalb von seinem Heulager auf und kam bis vor mein Bett und fing an überall umher zu grabbeln, als wolle er mich untersuchen.

Eine Zeitlang ließ ich dies auch ruhig geschehen, da es aber zu lange währte und ich glaubte, daß er mich wieder kitzeln wolle, wie sonst, da sagte ich leise brummend, aber wie im größten Aerger: Willst Du mich mal schlafen lassen oder ich rufe Vater, daß Du bei mir im Bett bist.

Soll ich Dir Kamillen mit Hundefett kochen? fragte Schinder-Hannes. Es ist nicht richtig mit Dir, ich weiß, was Dir fehlt, Du mußt das ausschwitzen, dann kömmt's.

Willst Du mal gehen, oder ich schreie „Mörder!“ antwortete ich, und stieß dabei mit dem einen Bein

ſo kräftig gegen Schinder-Hannes, daß er zurück-taumelte und, ohne etwas weiter zu ſagen, nach ſeinem Heulager ſich zurückkrabbelte.

Ich legte mich nun auf das linke Ohr, mit beiden Händen unter dem Kopf, aber ſchlafen konnte ich nicht vor lauter Gedanken an die Tage und das Leben, in welches ich morgen hineingehen ſollte.

Da ich mich mit dieſen Gedanken die ganze Nacht im Bette umherwälzte, ſo ſchlief ich natürlich erſt gegen Morgen vor Uebermüdigkeit ein.

Als ich erwachte, ſtand meine Mutter vor meinem Bette und ſchien von Schinder-Hannes ſchon unterrichtet zu ſein, daß es mit mir nicht ganz richtig ſei.

Sie fragte mich allerlei, was ich aber nicht verſtand. Ich antwortete, daß mir nichts fehle und daß ich bloß nicht gut geſchlafen habe.

Sie brummte noch etwas vom ſpäten Umhertreiben bis in die Nacht und ging. Ich war den ganzen Tag unruhig und konnte es kaum verbergen, was ich vor hatte.

Die Zeit bis Nachmittags um 4 Uhr währte mir ſchrecklich lange. Am Mittag aß ich wenig und nun fing auch mein Vater an etwas in den Bart zu brummen, was ich aber gleichfalls nicht verſtand, außer daß der Schinder-Hannes aus dem

Hauſe ſollte. Da mir dies ganz gleichgültig war, ſo antwortete ich nichts darauf.

Schinder-Hannes war ſchon wieder nach dem Schindacker hinaus; mein Vater war ebenfalls über Land, um eine geſtorbene Kuh einzuholen und meine Mutter war auf der Nachbarſchaft, wie ſehr häufig, wenn Niemand weiter zu Hauſe war, um Karten zu legen, womit ſie manchen Schilling verdiente.

Der Augenblick war mir alſo ſehr günſtig, ſo daß ich mich ruhig aus dem Staube machen konnte.

Nich: ſo leicht und gut ging es mir aber mit dem „Sack und Pack," welches ich mitnehmen ſollte. Ich hatte ja nichts weiter als das, was ich grade auf dem Leibe hatte. Dies mahnte mich zum erſten Male daran, daß ich doch eine ſehr üble Figur ſpielen würde, wenn ich ſo in meinem alten abgeblichenen und abgetragenen Kleide neben meinem Adolph mit den langen ſchwarzen Locken ſtehen würde; auch ärgerte ich mich, daß ich jetzt ohne „Sack und Pack" zu meinem Geliebten kommen ſollte.

Was war hier zu machen? Ganz ohne Alles wollte ich nicht davon gehen; ich entſchloß mich alſo kurz und raſch, nahm den Sonntagsrock meiner Mutter aus der Kammer, knotete ihn in ein Tuch, ſetzte auch noch den Strohhut meiner Mut-

ter, welcher mir freilich etwas zu groß war und weit über mein Geſicht hing, auf den Kopf und ging auf einem kleinen Umwege hinter Scheunen und Wagen, wie ich glaubte, ganz unbemerkt, zur Stadt hinaus. Dabei kann ich nicht leugnen, daß mir das Herz doch ein wenig klopfte, als ich unſere Hausthüre hinter mir zuſchlug.

Ich war dann glücklich auf freiem Felde angelangt und ging die bezeichnete Straße mit haſtigen Schritten entlang, mich oft umſehend, ob ich auch verfolgt werde; es war aber Niemand zu ſehen.

Als ich bei dem Kreuzwege ankam, war ich erſtaunt, meinen Adolph dort ſchon auf mich warten zu ſehen.

Er war etwas verſtimmt, ſchimpfte auf das Lauſeneſt, womit er unſere Stadt meinte, und fluchte, daß die Leute alle zuhören, aber weder Lieder kaufen noch ſonſt etwas geben wollten, ſo daß er nach Bezahlung in der Herberge kaum noch Reiſegeld übrig habe. Von nun an, meinte er, ſolle und müſſe das aber beſſer werden und darum habe er mich mitgenommen, damit ich gehörig abſammeln könne, wozu er mir in dem nächſten Ort einen Teller oder eine Untertaſſe kaufen werde.

Wir gingen nun ziemlich ſchweigſam neben einander her. Im nächſten Dorfe wurde gedrehorgelt

und, ich mußte zum erſten Male mein Glück mit dem Einſammeln probiren. Der Erfolg ſchien wirklich den Erwartungen meines Adolph zu entſprechen; ich bekam an baarer Münze im ganzen Dorfe nicht allein an 5 Schillinge, ſondern daneben noch 7 Eier, ein Stück Speck und 3 Schnitte Schwarzbrod.

Mein Adolph war erfreut durch dieſe Beute. „Es iſt gut," ſagte er, „daß Du jetzt einſammelſt; früher als ich allein war, ſchämte ich mich, Speck Brot und Eier anzunehmen und wies dieſe Gaben daher zurück, aber jetzt, da Du bei mir biſt, nimmſt Du Alles an, was ſie Dir geben und Du kannſt Dich dadurch ſchon allein ernähren.

Ich freute mich gleichfalls und erklärte, daß ich alles Mögliche thun werde, um recht viel heran zu bringen.

Du mußt nur dreiſt ſein, ſagte mein Adolph, und wenn ſie Dich fragen, wer Du biſt, ſo ſage nur, Du wäreſt meine Schweſter.

Dieſe Weiſung war mir eigentlich nicht recht, denn warum ſollte ich nicht ſagen, daß ich ſeine Frau ſei? Aber Adolph mußte das beſſer wiſſen und wenn ich mich ſo recht als ſeine Frau betrachtete, ſo kam ich mir doch eigentlich mit meinen 15 Jahren noch etwas jung vor und vielleicht

konnten die Leute dann auch darauf kommen, daß ich mit meinem Geliebten davon gegangen.

In dem nächsten Dorfe blieben wir die Nacht, Als man uns in der Stube das Strohlager machen wollte, meinte Adolph, wir könnten ja, da die Nächte noch nicht kalt wären, ebenso gut oder noch beſſer auf dem Heuboden ſchlafen, was auch bewilligt wurde.

Mir war das ganz recht, denn ehrlich geſagt, wäre mir es doch unangenehm geweſen, wenn ich mich vor Andern ſo mit Adolph zuſammen auf das Stroh hätte hinſtrecken ſollen. Ich wollte die Nacht lieber mit ihm ganz allein ſein, ich weiß nicht warum.

Von dieſer Nacht auf dem Heuboden will ich nichts weiter ſagen, als daß es mir dort außerordentlich gefiel. Ich war ärgerlich, als Adolph meinte, daß wir nun doch endlich wohl hinunter müßten.

Als wir hinunter kamen, riſſen die Bauern allerlei ſchlechte Witze und meinten, daß ich ſehr angegriffen ausſehe. Nicht wenig aber wurde ich verblüfft, als einer der Bauern mich fragte, ob ich vielleicht mit dem Schinder in W. verwandt wäre, da ich mit ihm oder deſſen Jette große Aehnlichkeit habe. Ich ſagte, kurz angebunden, Nein, zog meinen

Hut recht tief in's Geſicht und trieb Adolph, dem es in dieſem Augenblick ſelbſt nicht recht geheuer zu ſein ſchien, mit Angſt, daß wir uns verſpäten würden, und daß wir daher weiter müßten.

Mein Geliebter bezahlte unſere Zeche, nahm die Drehorgel auf den Rücken, gab mir die Lieder und commandirte: „Mach', daß wir hinkommen."

In der nächſten Stadt, welche wir erreichten, war Jahrmarkt, wie mein Adolph ſchon vorhergeſagt hatte, ich mußte die Lieder verſtecken und allein in's Thor hineingehen, weil, wie Adolph meinte, ich noch nicht in ſeinem Paß ſtände und er ſonſt Scandal mit der Polizei bekommen würde.

Ich that, wie er verlangte.

Auf dem Jahrmarkt umſtanden uns die Bauern haufenweiſe und nach meiner Anſicht ſammelte ich auch reichlich ein, dennoch erklärte mir in den Pauſen mein Geliebter, daß ich noch viel zu dumm ſei, und daß er nie ordentlich verdienen würde, wenn ich es nicht beſſer verſtände, die Bauern anzulocken und auszuziehen.

Was er damit eigentlich ſagen wollte, war mir nicht recht klar. Ich erklärte, daß ich die Lieder doch ſchon halb verkauft habe.

Ach was, verſetzte er, die Lieder — Du mußt die Augen verdrehen und die alten Bauern, welche

das meiste Geld haben, recht verliebt machen. Mit der Drehorgel ist es D . . . . , das schafft nicht. Du kannst machen, was Du willst, ich sehe nichts, Du bist noch jung, das hilft am besten.

Ich betheuerte ihm wiederum, daß ich mein Möglichstes thun und ihm schon mehr Geld einbringen werde.

Meine Einnahmen beim Sammeln vermehrten sich auch wirklich, so daß Adolph am Abend alle Taschen voll hatte.

Als wir in unserm Wirthshause saßen, ließ Adolph sich einen Rum nach dem andern geben, den er jedesmal in einem Zuge austrank, während er mir 2 Schillinge gab, damit ich mir eine Wurst und Semmel kaufen könne. Dann währte es nicht lange, so wurde er betrunken und nun fing er an mit Schimpfreden mir Vorwürfe zu machen, daß ich zu wenig eingebracht und wahrscheinlich das Meiste behalten habe, um mir Confekt zu kaufen. Ich betheuerte ihm das Gegentheil; er aber wurde immer aufgebrachter, schlug auf den Tisch und drohte mit der Faust, mir eins zu versetzen, wenn ich nicht das Uebrige herausgebe.

Um dem weitern Scandal auszuweichen, verließ ich die Gaststube, ging vor die Thür und fing an zu weinen.

Als ich hier so stand, merkte ich, daß mir Jemand gefolgt war und daß derselbe jetzt dicht neben mir stand, und mich betrachtete, während Andere gleichgültig vorübergingen.

Ich konnte mich nicht enthalten, auf die Seite zu schauen, um zu sehen, wer derjenige war, welcher mich mit dieser Theilnahme beobachtete.

Es war ein Mann von schlanker Gestalt mit schwarzem Schnurrbart, einer Mütze ohne Schirm, aber mit einem goldenen Rande, mit einer blauen Husarenjacke und großen Kanonenstiefeln.

Ich hatte diesen Mann schon in der Gaststube gesehen und so viel gehört oder gemerkt, daß er zu einer Kunstreitergesellschaft gehörte, welche während des Jahrmarktes auch Vorstellungen gab.

Da ich nicht das Herz hatte zu fragen, was er wolle, und er mich auch nicht anredete, sondern seine kurze Pfeife ruhig fortrauchte, so standen wir Beide lange neben einander, ohne mit einander in ein Gespräch zu kommen.

Endlich aber brach mein Beobachter das Schweigen und sagte: „Sie haben einen groben Mann, der seine kleine hübsche Frau nicht zu schätzen weiß, denn daß Sie ihm viel Geld einbringen, weiß die ganze Stadt."

Ich ſchwieg und wunderte mich, daß die ganze Stadt ſo gut um meine Einnahmen waßte.

Sie werden gewiß oft von ihm gemißhandelt, fuhr er fort.

Auch darauf wußte ich nichts zu antworten; daß ich ſchon oft von ihm gemißhandelt ſei, konnte ich ja nicht ſagen, noch weniger aber wagte ich es, einem Unbekannten zu geſtehen, daß ich kaum erſt zwei Tage mit meinem Adolph zuſammen lebe.

Eine ſo hübſche junge Frau, ſprach er weiter, könnte ihr Brot doch viel glänzender und leichter auf andere Art verdienen, als ſo bei der Drehorgel im Lande umherzuziehen, was immer ein ganz ordinaires Geſchäft ſei. Wie leicht könnten Sie nicht Kunſtreiterin werden und ſich als Mademoiſelle Joſephine auf dem Schimmel in einem Glanze zeigen, daß den alten Suitiers Hören und Sehen vergehen und es ſie jucken ſollte in allen Gliedern. Eine Gage von 50 Thalern monatlich giebt der Director Ihnen gleich. —

Ich hatte über dieſe Zuflüſterungen das Weinen vergeſſen und immer aufmerkſamer zugehört. Was der Kunſtreiter, der, wie ich ſpäter hörte, eigentlich nur ein Stallknecht war, mir zuflüſterte, regte meine Sinne noch mehr auf als Alles, was Adolph mir zuerſt von dem Glück bei der Drehorgel erzählt hatte.

Kunſtreiter hatte ich früher ſchon in unſerer Stadt geſehen und der kurze luſtige Rock von rothem Bombaſſin mit ſilbernen Treſſen und blauen Bändern hatte mir ſchon damals ungeheuer gefallen, obgleich diejenige, welche ihn trug, eine kleine dicke Madame mit einem gelben und runzlichen Geſicht war. Jetzt dachte ich mich ſogleich auf einem Schimmel und meinte, daß ich doch viel ſchöner ausſehen würde, wenn ich ſolch einen rothen und ſilbernen luſtigen Rock an hätte und daß mein neuer Freund vollkommen recht habe, wenn er mir dadurch ſo ſchöne Ausſichten machte.

Dennoch ſchwieg ich, denn es ſchien mir unmöglich, meinen Adolph, den ich kaum kennen gelernt hatte, ſchon nach wenigen Tagen wieder zu verlaſſen.

Ich war ganz verſtimmt, in meinem Kopfe ging es herum wie ein Mühlrad, oder beſſer geſagt, ich wurde ganz dumm vor allem Glück, welches ſo plötzlich auf mich einſtürmte.

Als mein neuer Freund lange genug auf meine Antwort gewartet und dabei ſeine Tabackswolken gemächlich von ſich geblaſen hatte, ſagte er endlich: Nun — thun Sie, was Sie wollen, liebe Frau oder Mamſell, denn, unter uns geſagt, verheirathet ſind Sie mit Ihrem Mann doch eigent-

lich wohl nicht, und da wäre es Ihnen ja noch viel leichter, von einem Manne abzukommen, der Sie vielleicht alle Tage prügelt, denn — nehmen Sie's mir nicht übel — darauf wird es am Abend doch wohl alle Tage hinauskommen. Ihr Mann ist ein Säufer, das sieht man ihm schon an und solche pflegen ihre Frauen immer zu prügeln, wenn dieselben ihnen nicht Geld genug zum Saufen verdienen.

Aber Sie müssen gewaltig in Ihren Mann verliebt sein. Man sagt ja, daß Hunde, die viel geprügelt werden, ihren Herrn dann nur um so mehr lieben. Sonst, meine ich, könnten Sie mit Ihrer Figur und so jung wie Sie noch sind, und vermuthlich noch ohne Kinder, doch alle Tage eine bessere Wahl treffen, so daß ich selbst alle Tage Sie zu mir nehmen würde. Und, Donnerwetter! meine Frau sollte schlafen bis Mittag und den ganzen Tag Wein trinken und Confekt naschen. Das Kunstreiten zu lernen und auszuführen ist eine wahre Lumperei, das lernt sich von selbst. Man reitet am Abend, wird von adligen und reichen Herren bewundert und applaudirt und erhält Geld und Geschenke in Uebermaß. Nun — ich will Sie nicht überreden — bei der Drehorgel und Ihrem betrunkenen Mann, der Sie gehörig

mißhandelt, gefällt es Ihnen gewiß beſſer. Aber ich ſage Ihnen, Madam, Sie werden gewiß noch mal an mich denken. Sie haben wohl ſchon von Baptiſt Loiſſet gehört, der bin ich. Und wenn Sie dann an mich denken und von Ihrem jetzigen Gemahl Prügel genug bekommen haben, dann kommen Sie nur zu mir, ich werde Sie zu einer großen und berühmten Kunſtreiterin machen; wir geben Vorſtellungen in Paris, London Wien, Neapel, Kopenhagen, Hamburg, Spanien und ſogar in Braſilien. — Donnerwetter! Parbleu! — Baptiſt Loiſſet kennen ſie Alle; vornehme Weiber ſind ſchon verrückt durch mich geworden und zu Dutzenden mir nachgelaufen von einem Ort zum andern, aber ich habe das Weibervolk jedes Mal mit unſerer großen Peitſche zurücktreiben laſſen.

Meine Verwunderung hatte bei dieſen Reden den höchſten Grad erreicht. Ich hatte noch nie etwas von Baptiſt Loiſſet gehört, aber er mußte ja mehr ſein als unſer Bürgermeiſter oder Paſtor. Und dieſer Mann wollte mich heirathen, wollte mich ungeheuer glücklich machen, wollte mich mit Gewalt zu einer vornehmen Mamſell Joſephine machen - - und — ich wollte nicht! — Das ging zu weit. Aber, wie geſagt, ich wußte mich ebenſowenig in der Bibel als in den letzten Reden

zurecht zu finden. Ich war beſtürzt, verblüfft, verdunimt, verſteinert, vernagelt, ich weiß ſelbſt nicht was alles. Erſt geſtern meinen Eltern und dem Schinder-Hannes davon gelaufen und jetzt ſchon dieſes Glück. So etwas hatte ich früher auf unſerer Abdeckerei und von Schinder-Hannes nie gehört, ja, es hatte wahrſcheinlich in unſerer ganzen Stadt keiner jemals etwas davon gehört. Ich war offenbar zur rechten Zeit davon gelaufen, und die alten Weiber mit dem Kartenlegen hatten gewiß recht, ich ſollte und mußte eine vornehme Dame in Gold und Seide werden.

Wenn ich geſagt habe: ich war ganz verſteinert und verrückt geworden, ſo wäre ich es ſicher auch geblieben, wenn der Himmel oder ſonſt Einer ſich nicht in's Mittel gelegt hätte. Und dies war eine Stimme wie aus den Wolken.

„Jette — verfluchte Canaille — wo treibſt Du liederliche Kröte Dich denn noch umher mit den Mannsbildern — willſt Du mal zu Bett!“

So klang es aus dem Hauſe hervor. Ich hörte ſogleich, daß es die Stimme meines Adolph war und zitterte und flog am ganzen Leibe.

Was ſollte ich machen? ich wandte mich um, wiſchte mir die Naſe und ſagte: ich komme ja ſchon, mein Schatz — ich habe Naſenbluten gehabt.

Du Hure — und Naſenbluten! Marſch und zu Bett. Morgen trägſt Du die Drehorgel, weil ich Kopfweh und den Schwindel habe. Um 6 Uhr geht's weiter. Hol' Dich der Teufel — marſch!

Ich ging mit meinem taumelnden und ſchwankenden Adolph in das Haus, und wollte vergehen vor Scham, denn nicht bloß gukten mich die umſtehenden und vorübergehenden Leute mitleidig an, ſondern ich hörte auch Einen aus vollem Halſe lachen und das war gewiß, ſo viel ich aus der Stimme abnehmen konnte, der große und berühmte Kunſtreiter Herr Baptiſt Loiſſet, dem ſchon tauſende von vornehmen Frauen und Mädchen nachgelaufen waren, der mich auf der Stelle heirathen wollte, und deſſen Liebe und Hand ich als Schindertochter von mir ſtieß.

Ich glaubte zu hören, daß der eine und andere Bauer über dieſes Lachen ſeine brummenden Bemerkungen machte, und dadurch wurde mir die Bruſt ſo voll, daß ich abermals an zu weinen fing.

Mein Adolph, welcher taumelnd hinter mir herging, hörte dies und ſagte: Das iſt ein braver Mann; ich bin zu gutmüthig gegen die liederliche Dirne; er hat Recht, daß er mich auslacht, aber ich will mir den Schlaf nicht verderben, ſonſt —

Ich ging zu Bette, das heißt, ich ſtreckte mich auf das in einer Scheune uns angewieſene Strohlager. Mein Adolph kam erſt lange nachher nach, gab aber keinen Laut mehr von ſich und ſchnarchte ſogleich ganz fürchterlich, als er neben mir hingeſunken oder vielmehr hingefallen war.

Ich ſtreichelte ihn und ſagte: Mein lieber ſüßer Adolph, biſt Du noch böſe? — aber er hörte mich nicht.

Statt, wie er geſagt hatte, um 6 Uhr mit mir aufzubrechen, ſchlief er bis in den Tag hinein, und es hatte ſchon 12 geſchlagen, als er aufſtand und in die Gaſtſtube kam.

Er war wieder ſo ordentlich als an dem erſten Tage, da wir zuerſt mit einander geſprochen hatten, und ich dachte daher nicht mehr an alle Schimpfreden, mit welchen er mich überſchüttet hatte im Beiſein Aller, noch an die lockenden Vorſtellungen, welche der Herr Baptiſt Loiſſet mir gemacht hatte, welchem ich nunmehr auswich ſo viel ich nur irgend konnte, und zum Glück ſchien auch er ſich nicht weiter um mich bekümmern zu wollen, denn wenn unſere Blicke am nächſten Abend ſich in der Gaſtſtube zufällig begegneten, ſo ſtrich er ſeinen Schnurrbart und ging auf die Seite. Wahrſcheinlich war er ſehr ärgerlich darüber, daß eine

Perſon bei der Drehorgel ſeine Anträge und ſeine Liebe verſchmäht hatte, während tauſend vornehme Frauen und Mamſellen ihm von Stadt zu Stadt nachgelaufen waren, was mir freilich ſehr glaublich ſchien, da ich ja auch mit meinem Adolph davon gelaufen war.

Wir verließen den Ort und den Jahrmarkt erſt am dritten Tage, als ſchon alle Buden wieder abgebrochen waren, und als wir weiter ziehen wollten und mein Adolph ſeinen Paß auf der Polizei in Ordnung gebracht hatte, da erzählte er mir, daß er mich als ſeine Frau in den Paß mit eingeſchmuggelt habe, wofür er dem Schreiber des Bürgermeiſters ein gutes Trinkgeld gegeben habe.

Es ging nun zunächſt wieder von Dorf zu Dorf weiter, da ſobald kein Jahrmarkt wieder zu erwarten und zu beſuchen war und in dieſer Zeit konnte weder ich mich über meinen ſüßen Adolph noch er ſich über mich beklagen, denn ich brachte in jedem Dorfe eine ganze Schürze voll von Eiern, Brotſchnitten, Speck- und Wurſtſtücken zuſammen, ſo daß wir am Abend entweder an arme Leute oder als Hundefutter an die Bauern immer noch ganze Maſſen wieder verkaufen konnten. Adolph betrank ſich an den Abenden nach der Heimkehr in dem Krug nicht wieder, was er, wie ich ſpäter und

zwar leider bald wieder erfahren mußte, immer nur dann that, wenn wir in einer Stadt auf einem Jahrmarkt geweſen waren.

Wie ich ſchon geſagt habe, lebten wir alſo in der Zeit bis zum nächſten Jahrmarkt ſehr zärtlich und vergnügt mit einander, aber die früher verſprochenen goldenen Ohrringe und ſchönen Kleider wußte Adolph mir doch vorzuenthalten, indem er meinte, daß ich ſolche Schmuckſachen und ſolchen Staat bei der Drehorgel und durch das Land umherziehend ja doch nicht tragen könnte; das ſei Luxus und überdies verdienten wir grade nicht mehr als wir gebrauchten, wenn wir immer gut leben wollten.

Es waren mir dieſe Einreden zwar nicht recht, und ich machte ihm recht verdrießliche Geſichter zu, aber was ſollte ich mit ihm anfangen; was er mir nicht gutwillig geben wollte, das konnte ich von ihm nicht ertrotzen. Ich mußte mich ſchon fügen, wenn ich ihn nicht in Zorn und zu Mißhandlungen gegen mich bringen wollte, das ſah ich wohl ein. Gar zu gern hätte ich zwar ein Paar goldene Bommeln gehabt, allein als Adolph mir erklärte, daß er ſich betrinken würde, wenn ich dieſe verrückten Gelüſte nach Staat nicht aufgäbe und ich damit ein Hagelwetter gegen mich

aufſteigen ſah, ſo ſchwieg ich und ließ mein Begehren mit keinem Worte wieder laut werden. Ich ſang bei der Drehorgel aus Leibeskräft, verkaufte Lieder, ſammelte tüchtig ein, bekam nebenbei alle Tage Speck, Eier, Brot, Pimpkäſe, Wurſtenden und ſelbſt Schnäpſe für meinen Adolph in Maſſe, und lebte Abends mit ihm ſeelenvergnügt.

Da ſtand wieder ein Jahrmarkt im nächſten Städtchen bevor und der mußte ja bezogen werden, denn auf den Jahrmärkten, ſagte Adolph, iſt allein noch ein Geſchäft zu machen, die Bauern haben nur Eier und Speck zum Eierkuchen, und der iſt mir ſchon zuwider.

Alſo zum Jahrmarkt. Ich dachte nicht mehr an das, was mir auf dem erſten, welchen ich mit Adolph bezogen hatte, widerfahren war.

Als wir in das Städtchen W. einzogen, erhielt ich die Weiſung, den Bauern beim Herumſammeln recht verliebte Blicke zuzuwerfen und ihnen gelegentlich an die Taſche zu fühlen.

Ich verſtand das nicht. Adolph aber meinte, das ſei unſer Vortheil und dann gäben die Bauern immer doppelt. Ich verſprach, es ſo zu machen wie er ſagte und er ſelbſt machte mir jetzt ein recht lächelndes und verliebtes Geſicht zu, daß ich dachte, es würde ein wunderſchöner Jahrmarkt werden.

Aber die Sache kam ganz anders. Als wir am Abend in der Gaſtſtube unſeres Wirthshauſes waren, worin wir mit manchen andern Kunſtmachern, Seiltänzern, Luftſpringern ꝛc. logirten, ging Adolph in jener immer umher, ſprach bald mit dieſem, bald mit jenem der Bauern und Gäſte, ohne daß ich mich weiter darum bekümmerte, denn ich ſaß bei meiner Kanne Kaffee und aß daneben Wurſt und Semmel.

Nach längerer Zeit kehrte Adolph mit einem Glaſe Rum zu mir zurück, ſetzte ſich neben mich auf die Bank und fing ſofort, als er kaum das Glas Rum hinunter geſtürzt hatte, wieder jenes ärgerliche und verdrießliche Schimpfen und Fluchen an, welches ich ſchon auf dem erſten Jahrmarkt kennen gelernt hatte. Ich habe ihn beſtohlen und betrogen, ich ſolle mehr Geld ſchaffen oder Alles herausgeben, ſonſt werde er mit mir auf die Polizei gehen und mich einſtecken laſſen und was dergleichen Drohungen mehr waren.

Auf alle dieſe Schmähungen und Verdächtigungen antwortete ich gar nicht, ſondern ging ſtillſchweigend zur Thüre hinaus und zwar mit einem gewiſſen Trotz, von dem ich noch heute nicht weiß, wie ich dazu kam.

Das aber ärgerte meinen Adolph grade. Wie ein Wüthender kam er mir nach, stürzte auf mich ein, rief mit Flüchen, daß ich mich zum Teufel scheeren solle, daß ich ihm nachgelaufen sei als eine dumme Dirne, daß ich ihm mit Singen doch keinen Schilling verdiene, und daß er, wenn ich nicht ginge, mich mit einem Landgensd'armen, einen Strick um den Hals, wieder nach Hause und zu meinen Eltern zurückbringen lassen würde.

Wider mein Erwarten gaben die Umstehenden ihm recht, lobten ihn noch gar als einen braven Mann und nannten mich ein schlechtes, liederliches Weibsbild, das gehörig behandelt werden müßte. — Was dieses rohe Bauernvolk darunter verstand, ist leicht zu errathen.

Es wäre vielleicht noch Alles gut gegangen, ich wäre den Flüchen und Wuthausbrüchen meines Adolph ausgewichen und glücklich entkommen, er hätte seine Trunkenheit ausgetobt und wir Beide wären am andern Morgen wieder das verliebte Paar gewesen. Aber jetzt wurde mein Adolph aufgereizt durch die ihm recht gebenden Bauern, er wurde immer wilder und unmäßiger, schimpfte und schandirte so stark, wie ich es noch nie von ihm gehört hatte und stürzte endlich wie ein wüthender Tiger halb taumelnd, halb vorüberfallend auf mich los.

Ich wollte davon laufen, indem ich aus vollem Halse Mord! Mord! schrie und um Hülfe und Beistand bat; aber statt mir beizustehen und mir den Weg zum Davonkommen offen zu machen, versperrten die Unmenschen mir den Weg, hielten mich noch gar am Arm und riefen: „Man op eer, düchtig, so ward se good.„

Kurz, ich bekam von meinem geliebten Adolph furchtbare Prügel, so daß mir das Blut aus Mund und Nase lief und mein Rücken, mein Kopf und meine Arme am folgenden Tage furchtbare Schunden und Beulen zeigten.

Durch diese Zusetzung hätte ich gewiß das Leben eingebüßt, wenn nicht der Wirth — da ein Polizeidiener augenblicklich nicht zugegen war — sich in die Prügelei gemischt, meinen Geliebten mit kräftiger Faust gepackt, dann unbarmherzig auf die Seite geworfen und mich aus dem Gedränge mit sich fortgerissen hätte.

Dies Alles erfuhr ich aber erst später, denn in dem Augenblick, wo es geschah, hatte ich alle Besinnung verloren und wußte nicht, was mit mir geschah, so daß ich selbst die Schläge nicht mehr fühlte, als ich die ersten Püffe und Stöße weg hatte.

Als ich wieder zu mir kam, war es stockfinstere Nacht. Ich fühlte, daß ich kalt und naß auf

Stroh lag und daß mein Kopf mit naſſen Tüchern verbunden war.

Schlafen konnte ich nicht, und ich dachte jetzt nur daran, was ich nun weiter anfangen wolle.

Schrecklich war mir dabei der Gedanke, wie ich ausſehen würde, wenn ich am Morgen mit meinem zerkratzten und zerſchlagenen Geſicht wieder zum Vorſchein kommen ſollte. Ich dachte, wie ſie mich Alle auslachen, verſpotten und verhöhnen würden und daß ich vielleicht gar von der Polizei wenn ſie von dieſer Mißhandlung Kunde erhielt, vorgefordert und auf den Schub zu meinen Eltern zurückgebracht werden würde. Dieſe letzte Vorſtellung machte mich noch unglücklicher als alle Prügel, die ich von Adolph in ſeinem trunkenen Zuſtande bekommen, denn ich war überzeugt, daß er mich nicht ſo gemißhandelt haben würde, wenn er nicht ſo furchtbar betrunken geweſen wäre, wie es an den heilloſen Markttagen nun einmal ſeine vermaledeite Gewohnheit war, und — wenn die infamen, ſchadenfrohen Bauern ihm nicht ſo zugeredet hätten.

Das ſah ich wohl ein, daß ich zu Adolph nicht zurückkehren könne, denn obgleich ich damals noch nicht wußte, was Ehre und Anſtand iſt, welches ich erſt ſpäter in Hamburg in der Schwiegerſtraße

und auf dem Dammthorwall einsehen gelernt habe, so schämte ich mich doch, so schauderhaft durchgeprügelt mich ihm wieder an den Hals zu werfen, um mich auf dem nächsten Jahrmarkt nochmals so durchprügeln und bläuen zu lassen.

Ich wollte also auf meine eigene Hand davon laufen, noch ehe Jemand im Hause auf wäre, aber wohin? Ich fühlte schon jetzt wieder starken Hunger und dieser Umstand brachte mich ganz natürlich auf den Gedanken, woher ich Geld oder Brod nehmen sollte, um mich allein zu unterhalten.

Worauf ich vielleicht zuerst hätte kommen sollen und müssen, darauf kam ich wirklich erst zuletzt. Ich dachte plötzlich an den stolzen und berühmten Kunstreiter Herrn Baptist Loisset. Aber wo war er und wo sollte ich ihn aufsuchen und finden, oder vielmehr, wie konnte ich ihm in diesem zerbläuten und zerschlagenen Zustande unter die Augen kommen. Ja, es kam mir bald darauf die ganz gescheute und vernünftige Vorstellung und Frage, ob er mich jetzt nicht mit Hohnlachen verschmähen und zurückweisen würde, da ich zuerst sein Anerbieten verschmäht und zurückgewiesen hatte.

Je mehr ich jetzt meine Lage und meinen Zustand durchdachte, und je heftiger ich jetzt meine Schmerzen am ganzen Körper fühlte, desto unglück-

licher und verzweiflungsvoller wurde ich gestimmt, so daß ich endlich nichts weiter dachte, sondern laut an zu weinen fing. Es war ein Glück, daß Niemand mich hörte, da es sonst vielleicht ganz anders gekommen wäre, als es jetzt wirklich kam.

Als nämlich der Tag graute und ich bei dem Morgengrauen, welches durch ein kleines Fenster hereinbrach, mich einigermaßen orientiren und nach einer Thüre umsehen konnte, um zu entfliehen, da raffte ich mich, unter Frost schauernd, empor und suchte, immer horchend und spähend, ob ich auch von Jemandem gesehen würde, das Weite.

Ich wußte, daß man von dem hinter dem Wirthshause gelegenen Garten in das freie Feld kommen konnte.

Diese Richtung schlug ich ohne weitere Ueberlegung denn auch ein und lief hinter einer Hecke so weit ich kommen konnte und vermied es, mich der Landstraße zu nähern, weil ich befürchtete, hier von Landgensd'armen oder von Leuten gesehen zu werden, die am Abend vorher Zeugen meiner Mißhandlung gewesen waren. Außerdem konnte ich mir ganz gut vorstellen, daß ich ganz fürchterlich zerkratzt aussehen würde, und daß es schon deshalb rathsam sei, mich vorläufig neugierigen und spottsüchtigen Blicken zu entziehen.

Ich lief also im Schutz von Hecken und Gebüschen so weit ich konnte, ohne zu wissen, wohin.

So mochte ich etwa eine Stunde gelaufen sein, als die Sonne aufging und ich nicht sowohl schrecklichen Hunger als vielmehr einen Durst empfand, daß mir die Zunge im Munde dürre und trocken wurde und ich vor Erschöpfung zu Boden sinken zu müssen glaubte. Ich blickte umher und gewahrte nicht blos einen kleinen Teig, sondern auch ein Dorf. Von Durst getrieben, ging ich an das Wasser, um wenigstens meinen Durst zu stillen. Dabei bekam ich denn in dem klaren, ruhigen Wasser mein Gesicht und wie ich aussah, zu sehen. Und, o Himmel! wie erschrak ich jetzt, als ich mich im Spiegel des Teiches erblickte. Ich zog den altmodischen Hut meiner Mutter, den aufzusetzen ich nicht vergessen hatte, etwas zurück, und erblickte nun die rothen Augen, die angeschwollene Nase, die von trockenem Blut braun gefärbten und gleichfalls dick geschwollenen Lippen und daneben mehrere blutige Schunden an der Stirne und auf den Backen.

So konnte ich mich nicht lange umhertreiben, das sah ich bald ein. Ich schlug also getrost und beherzt den Weg nach den ersten kleinen Kathen zu Anfang des Dorfes ein, indem ich mir auf

dem Weg noch eine Geſchichte ausdachte, wie ich im nahen Walde von einem Räuber angefallen und dabei, weil ich mein Geld nicht habe hergeben wollen, geſtern Abend, als es ſchon dunkel geweſen, ſo zugerichtet worden ſei.

Ich trat in die Kathe ein und traf eine alte Frau, welche zuerſt laut aufſchrie und davonlief, als ſie mich erblickte, dann aber, als ich ihr meine Räubergeſchichte ein Mal und noch ein Mal und immer mit mehr Zuthaten erzählt hatte, mich freundlich in ihre Stube geſetzen hieß und mich mit Butterbrot und Kaffee bewirthete. Sie wollte ſogleich in's Dorf zum Bauervogt laufen, um dieſen auch von der Räubergeſchichte in Kenntniß zu ſetzen, ſo daß ich genug zu thun hatte, ſie zurück zu halten und zu bitten, daß ſie damit noch warten ſolle und müſſe, damit der Räuber deſto ſicherer eingefangen würde. Zugleich bat ich ſie, mich ſogleich zu verſtecken, wenn Jemand kommen ſollte. Sie verſicherte mich aber, daß ihr Sohn als Pferdeknecht weit weg ſei und daß ſie auf 8 Tage noch ganz allein wäre. Dies beruhigte mich und ich ließ mir Kaffee und Butterbrod nun vortrefflich ſchmecken, wobei ich nicht müde wurde, meine Räubergeſchichte immer blutiger auszumalen und ſo meine Alte immer weichherziger und theil-

nehmender zu machen, was mir denn zu meinem Vortheil auch ganz prächtig gelang.

Auf einige Tage war ich also versorgt, denn durch meine gräßliche Räubergeschichte hatte ich die Alte barmherzig genug gemacht, mich zu beherbergen, ohne daß ich ihr etwas dafür geben konnte. Aber es sollte noch besser kommen.

Ich habe schon gesagt, daß ihr Sohn als sogenannter Koppelknecht mit Pferden eines Roßkämmers weit in's Land gezogen war. Nun erzählte mir bald die Alte, daß er nach seiner Rückkehr zu einem Kunstreiter gehen würde, der um 8 Tage auf dem Jahrmarkt in G. sein würde. Ich dachte sogleich, daß dies mein Herr Baptist Loisset sein würde, und sollte später erfahren, daß ich mich nicht geirrt habe.

Denn als nach einigen Tagen der Sohn zurückkehrte und bald von den Kunstreitern zu sprechen anfing, da suchte ich ihn über meinen Baptist Loisset durch Beschreibung seiner Persönlichkeit auszuforschen und — richtig! er war es.

Ich hatte unterdessen Zeit genug gehabt, mir die Sache zu überlegen und meiner Alten zu sagen, daß es ursprünglich auch meine Absicht gewesen sei, zu dem Kunstreiter zu gehen, den ich in W. kennen gelernt habe.

Die Zeit des Abschieds kam heran, und ich zog mit dem Sohn ab, die Alte bittend, von der Räubergeschichte zu schweigen. Daß sie dieses aber keineswegs gethan, erfuhr ich später, als man im ganzen Lande davon sprach, ohne daß man wußte, die Geschichte sei von mir nur erfunden.

Bei der Ankunft in G., wo der Kunstreiter sich wirklich aufhielt, klopfte mir aber doch das Herz. Was sollte mein Herr Baptist Loisset sagen, wenn jetzt auch meine dicken Augen und gekratzten Stellen verschwunden waren. Ich mußte jedoch in den sauren Apfel beißen und ihm sagen, daß auch ich ihm jetzt nachlaufe.

Es ist wahr, ich war sehr schüchtern, ängstlich und verschämt in dem Augenblick, als ich nach näherer Erkundigung mich dem Herrn Baptist Loisset vorstellen sollte. Ich ging nach dem Hause, in welchem er logiren sollte, und traf ihn grade, wie er mit dem Reinigen seines Pferdestalles beschäftigt war.

So viel hatte ich auf meiner künstlerischen Laufbahn schon gelernt, daß es schicklich und anständig sei, ihn Herr Director anzureden.

Das that ich denn auch und ich konnte sehen, wie er dabei recht behaglich an zu lächeln fing, indem er sich mit Stolz den großen schwarzen Schnurrbart strich.

Daß ich meine Anrede in einem sehr kläglichen und verzagten Tone machte und schließlich, als ich auf die Ursache dieses Besuches kam, recht bitterlich an zu weinen fing, wird man sich leicht denken können.

Als ich ihm genug gesprochen und geweint zu haben schien, antwortete er gravitätisch: „Ja, meine liebe Madame, es wird schwer halten, Sie bei dem Herrn Director anzubringen, da Sie noch gar nicht reiten können.“

Hierbei hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als meinen Beschützer zu versichern, daß ich mich im Reiten allerdings schon geübt habe, indem ich die Mähren meines Vaters, die — und zeigte dabei auf die Kunstpferde im Stalle — oft noch besser behangen und belegt gewesen seien, als die des Herrn Directors.

Der Herr Baptist Loisset machte dabei ein sehr komisches Gesicht, von dem ich noch jetzt nicht weiß, ob darin Anerkennung oder Verachtung lag. Jedenfalls lächelte er auf eine ganz eigenthümliche Weise, die ich nicht verstand. Dann begann er wieder:

„Hum, hum! Sie thun mir wirklich leid, daß Sie solche furchtbare Prügel bekommen haben, und wenn ich auch der Director selbst nicht bin, so will ich doch sehen, ob ich Sie, meine gute Madame,

bei ihm nicht unterbringen kann. Sie ſind noch ziemlich jung, liebe Madame“ — —

„Noch nicht 16 Jahre,“ ſtammelte ich ſchnell.

„Deſto beſſer, fuhr mein Beſchützer fort, ſo werde ich Ihnen die erſten Uebungen und Touren in den freien Stunden bald ſelbſt beibringen. Wenn Sie zuerſt auch mal mit herabfallen, ſo darf Sie das nicht verdrießen. Das paſſirt Allen und unſere dicke und gelbe Frau Directorin, genannt „die ſchöne Sylphide“, iſt geſtern erſt ſo geſtürzt, daß ſie beinah das Genick gebrochen hätte. Aber das kam nur davon, weil ſie ſich guter Hoffnung befindet und dadurch das Gleichgewicht verliert.

„Kommen Sie nur herein,“ fuhr er dann fort und warf die Miſtgabel auf die Seite, „ich werde Sie als meine Geliebte vorſtellen. Sie können vorläufig mit in meinem Bett ſchlafen, und das Weitere findet ſich.“

Wer war froher als ich, als der Empfang ſo gut ausgefallen war. Bedenken über das, was mein Beſchützer mir über mein Unterbringen geſagt, hatte ich gar nicht; hatte ich doch keine andere Idee davon bekommen, wie man mit einem fremden Manne zuſammen leben könne. Ich verlachte die Liebe und die treue Liebe vor allen Dingen, und hielt es für das Rathſamſte, bei den

Männern, die uns nur aufnehmen und ernähren wollen, keine Bedenken zu haben oder gar lange Umstände zu machen.

Mein Herr Baptist Loiſſet, den ich von jetzt an kurzweg Jean nennen mußte, verſprach mir, mich am andern Morgen dem Herrn Director vorzuſtellen und die erſten Anweiſungen und Uebungen im Kunſtreiten mit mir zu beginnen.

Dies geſchah denn auch mit Zuſtimmung des Herrn Directors, der mich erſt von Kopf bis zu den Füßen mit den Augen maß, dann mich mit den Händen überall befühlte, dabei allerlei wegwerfende Bemerkungen machte, dann aber meinte, Jean könne ja die Bilance und kleine Trabtour einmal mit mir verſuchen.

So ging es nun mit dem Reiten einige Tage fort, ich mußte auf dem alten magern Schimmel erſt ſitzen, dann auf dem breit gepolſterten Sattel ſtehen, und zur Verwunderung Jean's ging es damit ſo gut, daß er die Peitſche immer lauter und ſtärker ſchwang, ſo daß ich dabei ſelbſt zuweilen nicht wenig ſchmerzhafte Peitſchenhiebe abbekam. Ich achtete das aber nicht, weil ich meinte, es müſſe ſo ſein.

Man war ſehr erfreut über den Erfolg, und wenn wir eine Pauſe machten, ſo eröffnete er mir

im Vertrauen, daß sein und mein Glück nun gemacht sei. Im vertraulichsten Tone flüsterte er mir zu, daß es längst seine Absicht gewesen, selbst eine Kunstreitergesellschaft mit 80 Pferden zu errichten und daß er dazu nur auf eine Acquisition wie die, welche er nun an mir gemacht, gewartet habe. Ich würde bald selbst als „schöne Sylphide" auftreten können und wir würden dann Geld in Masse einnehmen.

Diese Andeutungen hörte ich mit großem Vergnügen an und ich pries mich glücklich, nicht bloß meinen Eltern und der Abdeckerei, sondern auch meinem Adolph und seinen Prügeln entlaufen zu sein.

Als ich Jean gelegentlich fragte, wo denn die andern Pferde des Directors wären, da gestand er mir offenherzig, das dies ja ein Lumpendirector sei, der nur 2 Pferde habe, daß er (Jean) aber schon 30 Pferde in Amsterdam habe, die er kommen lassen werde, sobald ich mich ordentlich produciren könne.

Am folgenden Morgen ritt der Director mit seiner Frau durch die Stadt, während Jean als Bajazzo nebenher lief und allerlei dumme Witze riß und auf dem Markt und an den Straßenecken unter furchtbarem Trompetengeschmetter verkündigte, daß an demselben Nachmittage von Mademoiselle

Sylphide der große, hier noch nie gesehene Trampolinsprung durch den doppelten Reif würde ausgeführt werden.

Ich ging immer hinterher und hörte ganz aufmerksam dem zu, was da austrompetet wurde, indem ich stolz und erfreut darüber war, daß dergleichen nächstens auch von mir austrompetet werden würde.

Ich wußte in jenem Augenblick noch nicht, wie bald diese Selbstschmeichelei zur Wahrheit werden sollte.

Am Mittag, als die Stadt gehörig wieder durchtrompetet war, wobei die ganze Schuljugend uns mit Hohn und Dreckwerfen verfolgte, holte Jean wieder den alten magern Schimmel aus dem Stall und hieß mich aufsteigen, um auf dem gemächlich galoppirenden Gaul auch mal verschiedene Sprünge zu versuchen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß diese Uebungen auf dem alten Schimmel bisher immer gleichsam in der Stille vorgenommen worden waren, ohne daß die gelbe und dicke Frau Directorin das Geringste davon erfahren hätte. Jetzt aber sollte plötzlich ein Donnerwetter dreinschlagen.

Kaum saß ich wieder auf dem Schimmel, so kam zufällig die Frau Directorin daher und, mich

auf ihrem Schimmel erblickend, auf mich losstürzen, mich herunterreißen und mit beiden Fäusten, unter Schimpfen und Toben, in den Haaren packen, war das Werk eines Augenblicks.

Ich schrie natürlich noch ärger als sie und es wäre mir ohne Zweifel nicht viel besser ergangen als in der Bataille mit meinem Adolph, wenn sich Jean nicht in's Mittel gelegt und die Frau Directorin an beiden Fäusten gehörig festgehalten hätte.

Sie spuckte ihm und mir in's Gesicht, sie versuchte ihm die Nase abzubeißen oder mit den Füßen auf den Leib zu treten, wie sie dabei schrie, wollte sie ihm einen Bruch treten, daß er Zeitlebens an sie denken solle; aber mein Beschützer wußte die Wüthende so fest zu halten, obwohl sie mehrere Male wirklich seinen großen schwarzen Schnurrbart erfaßte und ihn ganz furchtbar daran hin und her riß, daß sie endlich vor Wuth und Verzweiflung an zu heulen fing und bat, sie doch nur los zu lassen, weil sie sonst ersticken würde.

Jean hieß mich hinter seinen Rücken treten und ließ seine Beute dann los, die nun heulend, fluchend und schimpfend davon rannte und erklärte, nun diesen Nachmittag gar nicht reiten zu wollen, weil sie vor Krämpfen vom Pferde stürzen und das Genick brechen würde.

„Macht nichts“, sagte Jean mit aller Ruhe, spuckte dann aus, strich sich wieder seine Haare und vor allen Dingen seinen Schnurrbart zurecht und meinte, ich solle nur wieder zu Pferde steigen, das Weitere fände sich.

Nach einiger Zeit kam der Director zu uns gelaufen und rief, nun sei seine Einnahme dahin und sein Ruf ruinirt, da seine Frau den Trampolinsprung nicht machen wolle, worauf es heute doch ankomme. — „Dann macht ihn meine Seraphine“, sagte Jean, immer mit derselben Ruhe. Ich weiß nicht, wer höher aufhorchte, der Director oder ich.

„Die — und den doppelten Trampolinsprung? Hahaha!“ lachte der Director.

„Lachen Sie nicht, Herr Director, wenn Sie nicht ein armer und ruinirter Mann sein und die Pferde vor Schulden im Stiche lassen wollen,“ sagte Jean, indem er sich stolz und in die Brust werfend vor den Director hinstellte.

„Kann Sie das? Wagt Sie das?“ fragte mich der Director.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Nun ja, ich sag's Ihnen ja, Herr Director,“ versetzte Jean, „wir haben das ja längst geübt, ohne daß Sie's wissen, und zwar kann meine

Seraphine es beſſer, luftiger, ſchneller, unſichtbarer, equilibriſtiſcher als die Frau Directorin. Sie reitet, ſpringt — und damit gut," fügte er mit einem kurzen und derben Tone hinzu.

„Ich gebe Ihr dafür 20 ß oder ein Benefiz" — ſagte der Director, ſich an mich wendend, Sie reitet ſtatt meiner Frau.

„Und erhält 20 ß ſtatt eines Benefizes," ſagte Jean befehlend und gravitätiſch.

„Den Anzug meiner Frau verſchaffe ich Ihr, um 3 Uhr iſt Sie auf dem Platze und reitet," ſagte dann noch der Director und ging. Im Weggehen rief er noch zurück: Der Schimmel ſoll das viertel Spint Hafer nicht mehr haben, ſonſt wirft er ſie ab.

Jean und ich waren allein.

Ich guckte ihn an und wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Und doch kann ich eigentlich nicht ſagen, daß ich eine große Furcht vor dem Unternehmen hatte, welches Jean dem Director verſprochen, und welches ich zur Wahrheit machen ſollte.

So mußte es kommen! rief Jean.

Aber wie ſoll ich das möglich machen? verſetzte ich, ich habe das ja noch nie geſehen.

Ach — was — ſehen! lachte Jean. Nichts leichter als das. Ich beſpreche mich mit einigen

Kerlen, die die Tonnenbänder halten, Du ſpringſt auf dem Schimmel etwas in die Höhe, wie Du es ſchon gemacht haſt, ich durchſtoße in der Geſchwindigkeit das zwiſchen den Tonnenbändern geklebte Papier mit der Peitſche und ſage dem Publikum, Du als Mamſell Seraphine, welche heute erſt von Paris gekommen, habeſt den Sprung durch das Papier ſo raſend leicht, luftig und equilibriſtiſch gemacht, daß es den Durchſprung vielleicht gar nicht einmal geſehen habe.

Ich lachte und ſagte: Na, wenn ſie's nur glauben und mich nicht durchprügeln. Was wird aber der Director ſagen?

Hahaha! lachte Jean, der kennt das, wenn Du nur Courage haſt, vor dem hochzuverehrenden Publikum auf's Pferd zu ſteigen und darauf die Beine etwas hin und her zu ſchwenken, das iſt Alles, das Andere macht ſich von ſelbſt.

Ich ließ Jean ſeinen Willen. Reiten wollte ich ſchon, dafür hatte ich ſchon Jahre lang auf den alten Schindermähren meines Vaters geſeſſen.

Und wirklich ging es ſo gut, daß nicht blos ich ſelbſt, ſondern auch der Director ſich darüber wunderte, mir am Abend ein Viergroſchenſtück extra in die Hand drückte und flüſternd erklärte, wenn ich nur wolle, ſo werde er am

andern Tage ſeine Frau davon jagen und mich nehmen.

Dabei drückte er mir die Hand ſo ſtark, daß ich faſt laut aufſchreien mußte. Der Director gefiel mir aber nicht, weil er ſchon zu alt und verſoffen war, und darum ſtand ich keinen Augenblick an, meinem geliebten Jean treu zu bleiben bis in den Tod.

Dadurch hatte ich es nun aber nicht blos mit der Frau Directorin, ſondern auch mit dem Herrn Director verdorben.

Ich war wirklich in meinen Gedanken recht unglücklich daran, daß ſie mich alle heirathen wollten, obgleich ich noch keine 16 Jahre alt war. Was konnte ich aber dafür? Hatte mir doch auch Jean früher erzählt, daß die vornehmen Frauen und Mamſellen ihm ſchon zu Hunderten oder Tauſenden nachgelaufen waren! Aehnlich ging es nun mir, und das machte mich ſtolz.

Der Bruch mit dem Director war alſo da, nachdem ich erſt einmal vor dem hochverehrten Publikum geritten hatte.

Jean ſchien ſehr erfreut darüber, denn wie er mir am andern Morgen ſagte, wolle auch er nun nicht länger die Peitſche führen oder den Hanswurſt machen, ſondern ſelbſt Kunſtreiter werden

und in Paris, Amsterdam, Hamburg, Berlin Vorstellungen in der höheren Reitkunst und im Voltigiren geben, was er ganz vortrefflich könne.

Wir machten uns also heimlich aus dem Staube, indem Jean unaufhörlich lachte und sich freute, weil der Director ohne ihn nun gar nichts anfangen könne und ganz und gar auf den Hund kommen müsse. Denn wenn er nicht da sei, würde sich Niemand mehr um den lumpigen Director und noch weniger um die alte gelbe Directorin kümmern; letztere sei früher mit der Harfe im Lande umhergezogen, nachdem sie in Leipzig im „Kreuz" Freudenmädchen gewesen, sie sei jetzt wenigstens schon 50 Jahre alt und ihre früheren Lebensfahrten in aller Welt bekannt.

Ich zog also mit meinem Jean davon und zwar, wie er sagte, nach Amsterdam, wo er 20 Pferde stehen habe. Ich glaubte ihm das alles auf's Wort und konnte die Zeit nicht abwarten, wo ich auf all diesen Pferden reiten würde.

Mein jetziger Mann lachte und sagte, ich würde nur einen silberweißen Schimmel mit einem Sattel von Handschuhleder, geschmückt mit rothem Sammt und Goldstickerei, besteigen.

Unser Reiseziel war Dömitz, wo Jean, wie er mir sagte, unsern Reiseplan erst weiter entwerfen wollte.

Nach einer ziemlich angreifenden Wanderung kamen wir denn endlich in Dömitz an und das Wirthshaus, in welchem wir einkehrten, war eins, welches auch von ſ. g. Elbſchiffern fleißig beſucht wurde.

Wir waren hier kaum einige Stunden geweſen, als einer dieſer Elbſchiffer ein Geſpräch mit mir anknüpfte und mich fragte, wie ich zu dem Kerl gekommen ſei, welchen er bei mir geſehen habe.

Ich erzählte ihm, daß wir Kunſtreiter wären und nach Amſterdam gingen, um dort unſere Pferde zu holen.

„Ach was — Kunſtreiter nnd Pferde — ſo ein Herumtreiber!“ antwortete mit wegwerfendem Hohne der Elbſchiffer. „So etwas müſſen Sie mir nicht weiß machen. Ich kenne die Welt und die Menſchen. Wer weiß, wo ſie beide zuſammengelaufen ſind und wie bald die Polizei ſie auffängt. Haben Sie einen Paß?“ —

Ich ſchwieg und blickte ängſtlich in der Wirthsſtube umher. Wo mochte mein Jean denn bleiben? Er war ſchon ſeit wenigſtens 2 Stunden ausgegangen und noch immer nicht zurückgekehrt. Sollte er mich verlaſſen haben?

„Na,“ ſagte der Elbſchiffer, „meinetwegen ängſtigen Sie ſich nur nicht, ich werde Sie nicht

verrathen, ſondern Ihnen vielmehr helfen und beiſtehen, wo ich nur kann. Sie ſind jung und unerfahren, das ſehe ich Ihnen wohl an, und ſolchen jungen Leuten, beſonders jungen Mädchen, wenn ſie verführt worden ſind, muß man wieder den rechten Weg zeigen. Verlaſſen Sie ſich auf mich, Sie ſind da in keinen guten Händen. Wenn Sie keinen richtigen Paß haben, ſo will ich ſchon ſehen, wie ich Sie ſicher durchbringe. Kommen Sie mit mir nach Hamburg, wohin ich um 2 Stunden abgehe. Dort können Sie Ihr Glück beſſer und ſchneller machen, als in Geſellſchaft eines ſolchen Landſtreichers und Windbeutels, mit dem Sie doch den erſten beſten Tag von der Polizei aufgefangen und dorthin zurückgebracht werden, woher Sie kommen. Folgen Sie mir, ich weiß, daß alles Geſindel jetzt ſtrenge aufgeſucht wird und werden Sie mit ihm erwiſcht, geht's Ihnen, glaube ich, ſchlecht. — Wie geſagt, wenn Sie meinen Rath annehmen und mit nach Hamburg fahren wollen, ſo gehen Sie heimlich zur Thüre hinaus und bis an die Elbe hinunter, dann will ich Sie mit in meine Kajüte nehmen, bezahlen ſollen Sie dafür nichts. Sie ſchlafen mit in meiner Kajüte, das verſteht ſich; auf dem Deck wie einen Handwerksburſchen laſſe ich Sie nicht liegen.

Gegen Frauensleute bin ich immer galant und Sie sollen mit mir zufrieden sein; Donnerwetter! so wahr ich Claus Plambeck heiße."

Dabei blickte er mir scharf und blinzelnd in die Augen, lachte, stieß mich in die Seite und ging zur Thüre hinaus.

Er hatte fortwährend leise mit mir gesprochen, so daß schwerlich Jemand etwas gehört haben konnte.

Ich saß noch einige Zeit ganz betäubt da. Das, was der Schiffer mir zugeflüstert hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Es war mir verdächtig und machte mich immer ängstlicher, daß Jean noch immer nicht zurückkehrte. Es schien mir jetzt immer klarer zu werden, daß der Elbschiffer nicht ganz Unrecht haben möge. Er war ja zu Jahren und sprach ganz rechtschaffen und vernünftig. Was konnte er daraus haben, mich auf falsche Wege zu führen? Er wollte mich ja umsonst mit nach Hamburg nehmen, wo ich mein Glück machen konnte!

Von Hamburg hatte ich schon so Vieles und so wunderbare Dinge gehört, daß es mir schon allein ein ungeheures Glück schien, Hamburg nur zu sehen. Mein Himmel, was hatten die Leute mir schon Alles von Hamburg erzählt! Bei diesen Erzählungen hatte ich jedesmal Nase und Mund

aufgesperrt und jetzt wurde auch mir dort ein Glück in Aussicht gestellt, wie es mir sonst wohl nirgends zu Theil werden konnte.

Ich quälte mich mit diesen Gedanken lange hin und her, bis Alle die Gaststube verlassen hatten und der Wirth Anstalten machte, das Licht wegzunehmen.

Ich ging hinaus und that, als wolle ich Jean aufsuchen, in Wahrheit aber ging ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich wollte, der Elbe zu.

Mein Schiffer stand dort wirklich noch, als warte er auf mich, denn als er mich kommen sah, sagte er: „Nur schnell, ehe uns Jemand sieht, in meine Cajüte und zu Bett; in einer Stunde stößt mein Kahn vom Lande und treibt die Elbe hinunter, wobei wir recht schön schlafen wollen.“ Damit faßte er mich am Arm, drückte mich zärtlich und zog mich mit sich hinunter in die Cajüte. Hier angekommen, zog er mich auf seinen Schooß und trank mir aus einer Schnapsflasche zu. Ich that ihm schwach Bescheid und sagte, heute sei mir das Trinken schon zuwider.

„So?“ sagte er, „na denn morgen mehr und für heute zu Bett.“

Ich sah wohl, daß ich hier keine Umstände machen durfte, sondern zog mich aus und kroch in

die Koje hinein, wohin mein Schiffer mir bald folgte. —

Die Reiſe war etwas langweilig, deshalb blieb ich den ganzen folgenden Tag im Bette liegen.

Wir kamen überhaupt ſehr langſam auf der Elbe weiter und dennoch befürchtete ich nicht, von Jean eingeholt zu werden, an den ich auch gar nicht mehr dachte, da die derben Manieren meines Schiffers mir viel beſſer behagten.

Es gefiel mir in der Kajüte ganz gut, indem ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen blieb, während mein galanter Schiffer davor ſaß und allerlei Späße mit mir trieb.

Endlich kamen wir denn vor Hamburg an und noch an demſelben Abend ging mein Schiffer mit mir nach der Stadt hinein zu einem guten Freunde, wie er ſagte, bei dem wir auch ein Dutzend Mädchen trafen, die in der Gaſtſtube auf Bänken an den Wänden umherſaßen.

Der Wirth fragte meinen Schiffer ſogleich: „Was Neues für mich?“ und Letzterer erwiederte: „Nein, für Madame Schobermeier; wenn ſie heute Abend noch nicht hier geweſen, wird ſie wohl bald kommen, denn ſie weiß, wann ich hier bin.“

Kaum hatte mein Schiffer dies geſagt, ſo trat auch ſchon eine dicke Madame in die Stube, ließ

ſich ein Glas Grogg geben, trank damit meinem Schiffer und mir zu und ſagte: Wir können hinauf gehen und die Sache gleich abmachen. Dabei muſterte ſie mich mit einem ſcharfen Blick von oben bis unten, ohne mir ein Wort zu ſagen.

Dann gingen wir in ein oberes Zimmer hinauf und — die Sache war denn auch wirklich bald abgemacht. Madame Schobermeier holte aus ihrer tiefen Kleidertaſche eine Anzahl preußiſcher Thaler hervor, drückte ſie meinem Schiffer in die Hand und bedeutete mir, ihr zu folgen.

Ich erfuhr nun, daß ich bei einem Wirth in der Schwiegerſtraße eingezeichnet werden würde, weil der vielen Fremden und Reiſenden wegen dort an jungen und friſchen Mädchen großer Mangel ſei und daß ich am folgenden Morgen ſogleich eingekleidet werden würde.

Die ganze Tragweite dieſes Vorgangs war mir Anfangs keineswegs klar; ich kam in meiner Dummheit dazu und der gleisneriſche Schiffer ging mit den preußiſchen Thalern davon, während ich in Hamburg als Freudenmädchen zurückblieb.

Jetzt begann ein ganz anderes Leben für mich; meine einfachen Kleider wurden mit ſeidenen vertauſcht, dem Körper eng angepaßt, welche mir daher auch ganz vortrefflich ſtanden; an goldenem

Geſchmeide fehlte es auch nicht. Und ſtatt bisher auf Heuböden und auf Stroh von einem Orgeldreher, Reitknecht oder Schiffer umarmt zu werden, ſchwelgte ich jetzt in noblen Zimmern bei Champagner in den Armen der reichſten und nobelſten jungen und alten Männer. Und ich darf mir auch wohl ſchmeicheln, daß dieſe Herren wie früher in der Schwiegerſtraße ſo jetzt auf dem Dammthorwall großes Vergnügen bei mir finden, ſo daß mir der Name „ſchöne Minna“ wohl mit Recht beigelegt iſt.

Doch habe ich allmälig einſehen gelernt, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt, und fürchte ich, einem kurzen Wahn könne eine lange Reue folgen.

Es giebt Stunden, wo ich mit Sehnſucht an die Heimath und meine Eltern denke, von denen ich nichts wieder gehört.

Hamburg's
Galante Damen
bei Licht beſehen.

Von

Baron v. Roſenberg.

Zweite Auflage.

[5.]

Neuſtadt 1860.
J. Wagener.

Hamburg, die schöne, lebenslustige Stadt, am Spiegel der Alster und am Strande der Elbe, scheint mir die einzige deutsche Stadt zu sein, welche den Begriff der Oeffentlichkeit vollständig verwirklicht. Diese Oeffentlichkeit des Gemeinlebens zeigt sich am freiesten und unumwundensten in den offenen Busen, welche sich nur in der Schwiegerstraße, auf dem Dammthorwall, auf der kleinen Drehbahn, in der Ulrikusstraße und noch in so manchen andern Straßen im glänzendsten Lichte darstellen. Ich sage im glänzendsten Lichte, und meine damit nicht etwa das Licht der Morgen- oder Mittagssonne, wenn ihre Strahlen im Juni und Juli und September im Wonne- und Liebesmond glänzend durch die Scheiben fallen, sondern jenes Licht der prunkenden Astrallampen oder der mit rossig-magischen Hüllen überdeckten Gasflammen, so daß der blendende Schein um so kräftiger auf die beabsichtigten Thäler und Höhen fällt, die dadurch in

ihrem Silberglanze um ſo ſchärfer hervortreten. Es gehören dieſe Partien von üppigen Thälern und Höhen auf dem Dammthorwall ohne Zweifel zu den Naturſchönheiten Hamburgs, und wer Hamburg verläßt, ohne dieſe in der ſchönſten Beleuchtung geſehen zu haben, der kann nicht ſagen, daß er die Schönheiten und die Wahrzeichen zu Hamburg geſehen hat. Es ſtimmt dies ganz zu den übrigen Naturſchönheiten, welche ſich an der Alſter und Elbe in ſo reizenden Gruppirungen ausbreiten und die Blicke bezaubern. Wenn es aber auch wahr iſt und bleibt, daß die reizenden Partieen von Nienſtädten, Neumühlen, Flottbeck, Bauersgarten ꝛc. in ihren Hebungen und Senkungen unendlich viele Naturſchönheiten darbieten, ſo exiſtirt auf dem Dammthorwall doch eine gewiſſe Bertha, ein Mädchen voll Kraft und Feuer der Umarmung und von einer majeſtätiſchen Körperhaltung, die nicht minder Partieen und Naturſchönheiten aufzuweiſen hat und unter Gasbeleuchtung freiſinnig genug dem Naturgenuß preisgiebt, die den Süllberg und Köſterberg weit übertreffen. Es iſt wahrlich ein Verdienſt der Hamburger Agenten und Wirthe,

daß ſie nach und nach auf ihren naturforſchenden Reiſen ein Stück Blocksberg oder Taunusgebirge nach dem andern dem deutſchen Vaterlande zu entführen wiſſen.

Wie anders iſt es damit in Berlin, dort giebt es Naturſchönheiten und Höhen und Tiefen in magiſcher Beleuchtung weder in der Stadt noch in der Umgebung. Nichts wie Sand und Sand, Alles verflacht und verwiſcht, und daher kann in Berlin auch kein natürliches Gefühl und kein reiner Naturſinn aufkommen, trotzdem im Muſeum die Antiken alle ohne Hoſen oder Modeſten und alle andere ſonſtige Bekleidung daſtehen. Stein bleibt ewig Stein und vermag niemals den Sinn für Naturſchönheiten zu erwecken noch gar zu entflammen. In dem freien und lebensweiſen Hamburg iſt dies alles ganz anders und beſſer organiſirt, und was in Berlin die nackten, marmornen Statüen niemals thun, das thun in Hamburg die ſchönen Gruppen und Partieen lebendiger Figuren und Formen des Dammthorwalles unter magiſcher Beleuchtung.

Es iſt daher kein Wunder, daß Hamburg ſo

reich iſt an Kunſt- und Naturſinn, viel reicher als Berlin, daß die jüngere und ältere Männerwelt an jedem Abend auf dem Dammthorwall ohne Entrée auf- und abſpazirt, um die Blicke zu bilden und zu weiden an den ſchönen Formen und üppigen Reizen, welche die Natur hier geliefert hat. Und ſehr anerkennenswerth iſt die Aufmerkſamkeit, mit der man dieſen Kunſt- und Naturſtudien entgegenkommt. Das koſtet den Schauſtellern und Schauſtellerinnen nicht nur Oel oder Gas, ſondern auch Beafſteak, Ochſen-, Schweinebraten und Wein. Ich glaube, es war ſchon Wieland, welcher da ſagte: Gott ſchuf die Natur und der Menſch verſchönert ſie. Glaubt man denn, daß dieſe Vegetation der Naturpartieen auf dem Dammthorwall ſich ſo üppig entwickeln und geſtalten würde, wenn ihr nicht die ſorgſame Wartung und Pflege wiederführe, die ihr gebührt? — Glaubt man denn, daß der Köſter- und Süllberg der genannten Bertha auf dem Dammthorwall die Namensvettern an der Elbe ſo ſiegreich übertreffen, wenn hier nicht tagtäglich ein Bedeutendes an gutem Beafſteak und Cliquot aufgeboten würde, die Be-

getation dieſer Thäler und Höhen im beſten Wachsthum zu erhalten. Nein, ohne Wartung und Pflege gedeihen auch die Produkte der Natur nicht, und die amüſanten Thäler und Höhen würden bald zu den gelben Sandflächen Berlins zuſammenſchrumpfen, wenn ſie nicht ſo fleißig gepflegt und — begoſſen würden. —

Hamburg iſt aber nicht bloß ausgezeichnet durch dieſe Repräſentation der Oeffentlichkeit unter Umgebung und Manifeſtation der reizendſten Natur- und Kunſtwunder, ſondern auch durch die exacte und ausgebildete Organiſation derjenigen Mädchen, welche dieſer Oeffentlichkeit mit ſo freier Offenherzigkeit huldigen. Es zeugt wirklich von wenig Staatsklugheit und Staatsökonomie, wenn man die unverheiratheten Mädchen anderwärts ſo ohne Steuern und Abgaben leben und verdienen läßt. Sind ſie beſſer als irgend ein anderer Staatsunterthan, warum ſollen Mädchen keine Steuern geben? Ja, dieſer Gedanke iſt auch ſo klar und überzeugend, daß man Tauſende aus ganz Deutſchland nach Hamburg zuſammenſtrömen ſieht, um hier dem Staate ihren Tribut zu

geben. Und welchen Tribut und wofür? Die Hamburger Freudenmädchen haben ſchon jetzt ein großes Verdienſt und werden noch ein viel größeres haben, wenn es einſt mal wieder zu einem Kriege mit dem Auslande kommen ſollte. Denn was erzählt man von den Abgaben, die die Hamb. Freudenmädchen bezahlen müſſen. Es heißt, daß dieſe grade ſo viel eintragen, als die Unterhaltung des Hamb. Bundes-Contingents koſtet. Allerdings dürfte dadurch ein großer Stolz und ein noch größeres Freiheitsgefühl der Contribuirenden begründet werden. Daher, möchte man alſo ſagen, dieſer Eifer der ſich Opfernden, dieſer Patriotismus von der größten Lebhaftigkeit, welcher ſich in dem rauſchenden Fenſterklopfen kundgiebt, dieſe Anſtrengung bei dem An- und Nachrufen, wenn die Bewunderer der Kunſt und Natur in magiſcher Beleuchtung voll Trunkenheit, Beſchaulichkeit und Selbſtvergeſſenheit vorüberwandeln.

Ja, wir haben dieſe patriotiſche Aufopferung ſchon in ganz beſonderen Fällen kennen gelernt, wie namentlich vor einigen Jahren auch für die reine Kunſt und das Stadttheater, als dieſes einen Preis

auf die ſchönſte Maske geſetzt hatte und dieſer Preis von dem galanten Mädchen Hildegard gewonnen wurde. Das war damals keine Kleinigkeit, den Sturm abzuhalten und ſich für die reine Kunſt förmlich aufzuopfern, als Jedermann, Alt und Jung, ſich herandrängte, natürlich für zwei preußiſche Thaler Entrée, um die Siegerin des Preiſes der ſchönſten Maske zu erkennen. Einer ſolchen Aufopferung für die reine Kunſt, eines ſolchen Patriotismus iſt nur ein Mädchen fähig, welches mit echt heldenmüthiger Geſinnung der größtmöglichſten Oeffentlichkeit huldigt.

Aber Organiſation und Subordination muß hier ſo gut ſein, wie beim Militär, ſonſt würde ein ſolches Inſtitut auch gar nicht beſtehen können. Die Hamburger Polizei aber hat um dieſe geregelte Organiſation ein großes Verdienſt und ein eben ſo großes, daß ſie das vielumfaſſende Inſtitut fortwährend darin unterhält. So z. B. kann ſich gewiß Keiner rühmen, daß er ein galantes Mädchen als Jungfer befunden hat. Es iſt den Wirthen und Wirthinnen mit Ruhm nachzuſagen, daß ſie nichts ängſtlicher beobachten, als jenen Paragraphen, welcher ihnen verbietet, eine

Jungfrau als öffentliches Mädchen einzeichnen zu laſſen, wenn ich auch Beiſpiele von Mädchen zu erzählen wüßte, die während ihrer ganzen Carriere einen Januskopf zu behaupten wiſſen, und reiner ſind im Herzen als manche, die die Spröde ſpielen. Doch wie geſagt, über die Deflorationen der öffentlichen Mädchen in Hamburg und St. Pauli wird hier ſehr ſtrenge gewacht, und weiß man davon manches ergötzliche Hiſtörchen zu erzählen.

So hatte vor einigen Jahren der Beſitzer eines galanten Hauſes in der Vorſtadt St. Pauli zu wiederholten Malen das Unglück, daß ihm junge kräftige Bauerdirnen mit prallen Gliedern zugeführt wurden, die neben dieſen üppigen und vollſaftigen Naturreizen auch dasjenige noch hatten, was ihnen doch nach dem Polizeigeſetz durchaus fehlen muß, um fähig zu ſein, unter die Zahl derjenigen aufgenommen zu werden, denen das fehlt, was eben geſetzlich verboten iſt. Die jungen Dirnen, welche Anfangs dachten, daß ſie gar nicht einmal Alles hätten, was erforderlich ſei, um in die galante Zahl aufgenommen zu werden, wurden über und über roth und nicht

wenig bestürzt und verlegen, als sie sich mit Schelt- und Schimpfworten und grellen Vorwürfen überschüttet sahen, weil sie dasjenige hätten, was ihnen doch platterdings und nach dem Gesetz fehlen müßte. Was war dabei zu machen? Guter Rath war hier wahrhaftig theuer. Die armen Bauermädchen standen verdummt und verdutzt und wußten nicht, wie sie zu dem Unglück gekommen, daß sie mehr hätten, als sie als ordentliche und rechtschaffene Mädchen haben mußten, um sich vor der Polizei sehen lassen zu können. Das Zurückkehren war bitter. Es wurden Thränen vergossen, aber alles Bitten und Beschwören half bei der hartherzigen Wirthin gar nichts, welche fluchte und donnerwetterte, und mit ihrer rothen Nase und starken Corpulenz in ihrem Zorne einer Megäre glich. Der Zorn und Aerger aber war völlig gerechtfertigt. Stand es denn nicht bei großer Strafandrohung im Gesetz vorgeschrieben, was fehlen mußte, und war dies nicht grade ein Exemplar von Mädchen, welches wohl 10 und 20 Jahre aushalten konnte, wenn es mit Beafsteak und Wein gehörig cultivirt würde.

Es half aber nichts; das Geſetz gebot.

Da erſchien der Mann, welcher ſpaziren geweſen war, und plötzlich veränderte ſich die ganze Scene.

„Hier muß Rath geſchafft werden und wenn ich ihn ſelbſt ſchaffen ſoll,“ ſagte der Wirth.

„Du willſt Rath ſchaffen?“ brüllte die Furie. „Lieber reiße ich Dir beide Augen und noch mehr aus.“

Aber ſo bedenke doch, Jette, daß uns ein Mädchen mit ſolchem Fleiſch ſobald nicht wieder geboten wird. Wir ſollen alle Tage friſches haben, woher ſollen wir es nehmen. Aus der Stadt kömmt uns ſo Niemand mehr. Die Schifffahrt geht ſchlecht und die Andern haben kein Geld. Rath muß hier geſchafft werden.“

Und zu dem Mädchen ſagte er: „Sie man ruhig mien Deern, Du ſaſt polizeilich maakt warrn.“

Die Furie aber fuhr in neuem Zorn und neuer ſchnaubender Aufwallung fort: „Ja ſoll geſchafft werden, aber nur nicht von Dir, ſondern von mir.?

Von Dir, Jette!“ entgegnete lächelnd der Wirth.

Jette aber antwortete ihm gar nichts. Daß hier Rath geſchafft werden müßte, war ihr unterdeß ſelbſt klar geworden. Ja, wenn ſie es auch nicht laut werden laſſen wollte, ſo freute ſie ſich doch ſelbſt im Geheimen, daß ihr Mann dazu gekommen war, bevor ſie das nicht polizeigeſetzmäßige Mädchen im Zorn und Aerger davon gejagt hatte. Dann rief ſie in die Küche hinein: „Wo is Johann, he ſall en preußſchen Dahler verdehnen!“

Johann nämlich war ein ſchon bejahrter und abgelebter Hausknecht, der Waſſer trug, Holz klein machte, Meſſer putzte u. dgl. und dafür das Gnadenbrot erhielt.

Johann kam, hörte wie und was er verdienen ſollte und — ſchmunzelte vor ſich nieder, während das ganze Damen-Corps laut und gellend auflachte. Der alte Hausknecht, bei dem Spiel und Tanz längſt vorbei war, kratzte ſich hinter den Ohren und ſagte weder ja noch nein. Freilich an Gehorſam war er gewöhnt und der Thaler lachte ihm in die Augen. Aber — ob er das Geforderte auch würde leiſten können? Dabei hatte er ſeine eigenen Gedanken.

Allein Jette ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken, ſondern ſchob ihn fort ſammt dem Bauermädchen. — — —

Das Mädchen war jetzt auch wirklich polizeilich geſetzmäßig und hatte nicht mehr noch weniger als es haben mußte, um ein „rechtſchaffenes Mädchen“ zu ſein.

Doch wir kehren nach dieſer kleinen Abſchweifung vorläufig noch wieder nach der Stadt und dem Dammthorwall zurück.

Der Dammthorwall wird eigentlich immer nur allein und vorzugsweiſe genannt, wenn man von den galanten Damen Hamburgs ſpricht. Das kömmt daher, weil jeder Commis, jeder junge Bonvivant, jeder Bummler und Suitier, der vor 10—11 Uhr nicht Zeit hat, um ſeinem Vergnügen nachzugehen, dorthin jeden Abend ſeine Schritte lenkt, wenn er ſich frei fühlt und ſich einen Jux machen will, während es in der Schwiegerſtraße viel ſtiller und dunkler hergeht, weil dorthin nur diejenigen ſchlüpfen, welche nicht geſehen ſein wollen, die Reiſenden, welche nach Hamburg kommen, um nicht bloß friſche Auſtern

und Hummer, Rheinwein und Champagner, sondern auch Liebe einmal im vollen Maße zu genießen; die verheiratheten Routiniers, welche nicht so viel Geld von ihrem merkantilischen Geschäft erübrigen können, um sich selbst ein oder wohl gar mehrere Maitressen zu halten; die schon bejahrten Hagestolze, welche zwar weder Blut noch Lebenskraft, aber doch noch Geld genug haben, um ihrer Sinnlichkeit den Willen thun zu können. Diese alten hagern Junggesellen verschmähen aber, wenn ihre Zinsen und Jahresrenten schon zusammengeschmolzen sind, auch den Dammthorwall nach 12 Uhr nicht, wo dann auch jedes galante Mädchen die „feinen Herren“ oder die „Schnurrer“ kennt, welche Letzteren sich damit begnügen, ihre Blicke an den öffentlichen Naturschönheiten zu befriedigen. Welche seltsame Einfälle und wunderliche Launen oft diese „feinen Herren,“ welche erst nach 12 Uhr wie der ewige Jude auf dem Dammthorwall umher wandeln und dann hier schnell in eine Thür hinein schlüpfen, und dort oft noch viel schneller wieder hinausgestoßen werden, darüber muß man die galanten Damen in ihrer heitersten Laune

ſelbſt reden hören. Oft genügt ihnen kein natürlicher Waſſerfall zwiſchen maleriſchen Schluchten und Thälern, ſondern er ſoll von Champagner ſein, und nur dieſe Cascade zu ſehen oder wohl gar ein Douchbad darunter zu nehmen, das ſind die höchſten ihrer Wünſche und Naturgenüſſe, deren ſie ſich erfreuen.

Seit es auf dem Dammthorwall ſo gut wie in der Schwiegerſtraße Mode geworden iſt, ſogenannte Salons oder allgemeine Entréezimmer anzulegen, ſeitdem hat das Leben und die Gemüthlichkeit im Verkehr des Dammthorwalls ungemein gewonnen und ein Ton der beſſeren Geſelligkeit hat ſich hier auch unter den galanten Mädchen geltend gemacht.

Wer den Dammthorwall, wie er jetzt iſt, vergleicht mit dem, wie er vor 15—20 Jahren war, der wird bekennen müſſen, daß auch hier die Welteultur ihre Flügel auf eine eclatante Weiſe erhoben und ausgebreitet hat. Damals waren die Localitäten noch alle ziemlich ſcheinlos und unanſehnlich, die Mädchen waren ſehr gewöhnlich und oft nichts weniger als einladend und anſehnlich, aber jetzt ſind dieſe mit einer wahren Befliſſenheit und Induſtrie ausgewählt und

man findet lange nicht mehr jene abgelebten und reichlich mit Mennig übertünchten und aufgefrischten Ruinen wie vor Jahren. Früher ließen die galanten Damen des Dammthorwalls sich am Morgen gar nicht sehen, sowohl auf der hohen wie auf der niederen Seite waren und blieben alle Fenster bis zum Mittag durch Rouleaux und Gardinen verschlossen, denn eine Jede wußte wohl, weshalb sie sich im Sonnenlichte nicht sehen lassen wollte, auch wenn sie schon das Bett verlassen hatte; — aber jetzt ist das Alles anders geworden. Im reizendsten, weißen üppigen Negligée ruhen die galanten Damen des Dammthorwalls, gleichsam wie vom bachantischen Tanz und Taumel hingestreckte und hingegossene Bajaderen vor den Fenstern auf ihren erhöhten Sitzen, ein großartiger Faltenwurf eines weitbauschigen schneeweißen Gewandes verbreitet sich um sie wie eine mit aller Kunst angelegte und geordnete Draperie und giebt ihnen so das Ansehen besonderer feenhafter Wesen, indem die schwarzen Haare nachlässig auf die Schultern herabrollen, oder etwas im Hintergrunde von einer Friseurin, für die Darstellung des Abends,

geſchmack- und kunſtvoll zu glänzenden Lagen und Geflechten geordnet worden.

Alles ruhet ſchwerfällig im Schatten und in einem gemüthlichen Halbdunkel. Man ſieht, daß eben Sieſta iſt. Oder noch beſſer vielleicht geſagt, Alles deutet auf das Theater und ein theatraliſches Leben hin. Jetzt werden die Rollen, Stellungen und Haltungen einſtudirt; die Garderoben werden anprobirt, um den Zuſchauern am Abend zu imponiren. Das griechiſche oder römiſche Coſtüm mit den weit ausgeſchnittenen, durch Spangen und Agraffen zuſammengehaltenen Aermeln, welche dazu geformt und beſtimmt ſind, den entblößten Arm bei Darſtellung der lebenden Bilder à la Quirinus Müller eine bedeutende und glänzende Rolle durch das ſchönſte Ebenmaß ſpielen zu laſſen, wird nach und nach herbeigeholt und angelegt, denn es ſchleichen die Nachmittagsſtunden allzu langſam vorüber. Doch bald ſchlägt die Stunde, wo auch hier Alles zur theatraliſchen Vorſtellung bereit und an ſeinem Platze ſein muß. Noch flüſtert und rauſcht es im Zwielicht, es iſt die Zeit der Erwartung des alten Spieles und

der alten romantiſchen Comödie, wie ſie ſchon ſo manchen Abend, ſo manche Nacht auf der Bühne des Dammthorwalles geſpielt worden, gleich jener Scene im „Freiſchütz,“ wo Agathe ihrem Max in die ſternenhelle Nacht hinaus entgegenwinkt. Auch hier erklingt mancher leiſe Geſang, mancher Guitarrenton in Erwartung des Rechten mit klingenden Sporen.

Endlich iſt die langerſehnte Nacht eingetreten, und plötzlich verändert ſich Scene und Bild. Alle Damen, mehr oder weniger antik oder romantiſch coſtümirt, haben längſt ihre Plätze und Attitüden eingenommen, da ruft plötzlich der Director oder die Directrice das magiſch ſtrahlende Licht hervor, welches ſeinen bezaubernden, blendenden Schein über die lüſterne Gruppe mit rothen Cartons und weißen Draperien mit Verzierungen der Liebe und des ſinnlichen Genuſſes reich und duftig ausgießt, während Glas und Rahmen dem lebenden Bilde ein erhöhendes Relief giebt, und ſofort belebt ſich draußen auch der Raum der Zuſchauer, d. h. die etwas ſchräge Straße des Dammthorwalles.

In der That, dieſes Schauſpiel, welches ſich jeden Abend wiederholt, bleibt für Hamburg und die hieſige junge Männerwelt immer neu und wird nie langweilig. Wir haben ſchon oben im Umriſſe die Zuſchauer und Luſtwandler nach den Stunden, dem Alter und Stande angedeutet und charakteriſirt. Die lebenden Bilder des Dammthorwalles zu ſehen iſt ein wahres Hamburger Volksvergnügen; und nicht bloß Männer und Jünglinge machen hier ihre Abendpromenade, ſondern auch Frauen und Jungfrauen, um einmal zu ſehen, wie die Schönen und Galanten da ſitzen in blendenden und üppigen Gruppirungen und öffentliche Vorſtellungen lebender Bilder geben. Am Tage — ja, da iſt der Dammthorwall eine öde, ſchiefe, langweilige Straße ohne Bedeutung, ohne Leben; aber am Abend iſt er ein Feenpallaſt von einigen Hunderten verwunſchenen oder verwünſchten Prinzeſſinnen, bewohnt von alten Phrynen, Circen, Syrenen und Cleopatra'n, von denen ja Geſchichte und Fabelwelt erzählt und geſungen hat. Ach, beim Lichte beſehen, wie ſchön, wie roſig, wie blendend ſind da dieſe Geſichter der Bertha'n,

Helene'n, Emma'n, Mathilde'n, Albertine'n, Georgine'n, Amande'n, Hulda'n, auf dem Dammthorwall; wie schwarz und glänzend sind diese Haare, Locken und Augenbrauen, wie strahlend und funkelnd diese Augen, wie vom reinsten Incarnat geschwellt diese Lippen, wie Moschus duftend diese Gewänder! Das ist nicht Kunst und Industrie, nicht ausstudirte Raffinerie, sondern reine, pure Natur auf diesen Wangen, Stirnen und Lippen, so wahr rothe und weiße Schminke und hinaufgepreßte Busen, mit Zinkweiß eingerieben, reine Naturprodukte sind.

Was Wunder, daß diese Naturschönheiten von Zeit zu Zeit einen unbeschreiblichen, unwiderstehlichen, hinreißenden und hinzerrenden Reiz über manche von der Schwäche des Jahrhunderts gebeugte und gebrochene Sinnlichkeit ausüben, daß Lais und Cleopatra auf dem Hamburgischen Dammthorwall auch heute noch so mächtig sind wie vor 2000 Jahren in Griechenland und Aegypten! Aber was sage ich, Schwäche der Zeit und der Sinnlichkeit? — Das ist die Macht der Reize und Schönheit der galanten Damen auf dem Dammthorwall, welche zu diesem

Zweck und Sieg durch kundige und routinirte Agenten auch aus Deutschlands reizendsten Provinzen, aus Hessen, Nassau, Hannover, Alt- und Neumark, Mecklenburg mit Mühe und Naturkenntniß zusammengelesen sind. Aber freilich diese Schönheiten und Naturwunder des Dammthorwalles muß man auch nur beim Licht besehen, sonst sind es häufig nur simple Fratzen und verzerrte Masken. Die Astrallampen und Gasflammen stellen erst die galanten Damen in aller Schönheit dar.

Hätte Friedrich Schlegel, als er seine „Lucinde" schreiben wollte, vorher den Dammthorwall bei Gasbeleuchtung durchwandeln, beschauen und von außen und innen studiren können, welch' ein Buch wäre jene üppige Schwärmerei von der schönsten Situation geworden. Was wäre Hamburg mit allen Naturschönheiten ohne den Dammthorwall. Die alte Welt hatte nur sieben Weltwunder, das achte ist erst im Dammthorwall gegeben. Früher ging man nach Neapel um zu sterben, jetzt geht man nach Hamburg, sieht den Dammthorwall und — stirbt. Was ist die Schwiegerstraße? — Eine finstere Sackgasse, durch

welche die noble, aristokratische Sinnlichkeit versteckt und verstohlen hinschleicht. Der Dammthorwall ist eine ewige Licht- und Freudenstraße, ein Hain der Liebe und Schönheit, in welchem die deutsche Jugend fühlt, daß sie ein Mann ist und zeigt, was sie vermag.

Es ist daher gar nichts Erstaunliches und Unerhörtes, daß ein Neffe vom ewigen Juden, wie die Geschichte erzählt, seine Wandlung durch den Dammthorwall bei Licht macht, sich hier durch ein Haus, wo Meister Zimmermann ein Loch gelassen hat, hineingerissen fühlt, und im allerhöchsten Hochgefühl der Liebe und des Lebens, als er eben im siebenten Himmel angelangt und im schönsten Akt seiner rein menschlichen Thätigkeit, welchen Friedrich Schlegel mit blendenden Farben geschildert haben würde, wenn er das Glück noch gehabt hätte, diesen jetzigen Dammthorwall in seiner Gloria zu sehen, seine Seele aufgiebt. Wahrhaftig, der arme Jude, welcher, wie so manche seiner Glaubensgenossen, seine Freude auf dem Dammthorwall oder in der kurzen Straße oder auf den Hütten sucht, stirbt im Moment der Wonne, und die Schöne, welche Zeugin dieser

kläglichen Erſcheinung iſt, kömmt außer ſich vor Schreck und Entſetzen, denn ſo etwas iſt ihr noch nie begegnet. Aber dergleichen kann vorkommen und man ſage nicht, daß auf dem Dammthorwall keine tragiſche Geſchichten paſſiren können, obgleich dort Alles nur Luſt und Wonne zu athmen ſcheint.

Aber ſo ein Abend, ſo ein Spaziergang und ſo eine Nacht auf dem Dammthorwall iſt doch ſchön. Es giebt in keinem Lokal, in keiner Geſellſchaft ſolche Gemüthlichkeit und Traulichkeit wie hier. — Alles unter einander kennt ſich und ein junger Mann, der in Hamburg Anſpruch auf Weltton und Herzensgüte machen will, macht hier ſeinen Curſus, empfängt hier ſeine Politur, Routine, Lebenskenntniß und Bildung. Wenn man daher den jungen Leuten, welche in Hamburg ihre Lehrjahre durchmachten, nachſagen kann und muß, daß ſie Weltbildung und Lebensart haben, ſo haben ſie dies allein dem Verkehr und Umgang auf dem Dammthorwall mit den galanten Damen zu verdanken.

„Der Dammthorwall iſt klein Paris
Und bildet feine Leute!“

muß der neue Spruch heißen. Da werden alle Ecken und Kanten abgeſchliffen, welche der junge Mann von außen mitbringt. Kaum hat er 8 Abende ſeine Spaziergänge über den famoſen Dammthorwall gemacht, ſo geht und ſteht er ſchon viel länger und geſtreckter, ſein Auge iſt lebhafter und aufgeweckter, und in ſeinen Zügen liegt etwas, welches ſagt, nun weiß ich auch, wo — Barthel Moos ſucht. — Ach! nichts macht klüger und lebenserfahrener als der Verkehr auf dem Dammthorwall. Was würde aus dem Hamburger Commis und dem Hamburger Handelsweſen überhaupt, wie hätte es ſich mit ſo viel Weltkenntniß und Lebenserfahrung über alle emporſchwingen können, wenn dieſe hohe Schule unter der Galanterie nicht wäre. Ja, nur der Umgang mit Weibern macht Männer zu Männern.

Um den jungen, unerfahrenen, blöden Commis aus der kleinen Stadt an-, herein-, herbei-, auf- und auszuziehen, ruft Bertha mit liebenswürdiger Weiblichkeit und gemüthlicher Traulichkeit, indem ſie raſch das Fenſter öffnet: Guten Abend, Guſtav! Wo biſt Du denn ſo lange geweſen? Komm doch einmal her, ich habe Dir was zu ſagen!«

Und der junge Mann ſteht verwunderungsvoll ſtill und begreift nicht, daß jenes ſchöne Mädchen ihn ſchon kennt, obgleich er doch erſt 8 oder 14 Tage in Hamburg iſt und heute zum erſten Male über den Dammthorwall geht.

Verdutzt und beſcheiden tritt er daher näher an das Fenſter und ſpricht: „Guten Abend, mein Fräulein. Entſchuldigen Sie, ich heiße Wilhelm Meier.“

„Kommen Sie ein bischen herein, Sie — kleiner Schelm, Sie Blonder.“

Wilhelm Meier weiß nicht ſo ſchnell eine Antwort zu finden. Flüſtert aber doch einige Worte, die Niemand außer Bertha verſteht. Deshalb antwortet ſie auch ſogleich laut hinaus. „Sie Schwarzer da! Carl — biſt Du mir untreu geworden. Liebſt Du Deine Bertha nicht mehr.“

Die Antwort muß ſofort telegraphirt worden ſein, denn ohne Zweifel giebt es unter der Cultur des Dammthorwalles auch viele electriſche und optiſche Telegraphen. Genug, Bertha's Rouleaux fällt — die Scene verändert ſich — man lacht hier und dort, und Wilhelm Meier aus Mölln begreift, daß

er in diesem Augenblick an Lebensart und Weltklugheit schon ungeheuer gewonnen hat. Ein vorübergehender Bekannter zerrt ihn am Arm und spricht: „Was stehst Du hier — komm mit hinein zu Madame Reimers.“ Wilhelm Meier aus Möllln hat nicht Zeit sich zu besinnen, er wird mit fortgerissen, findet eine ungeheuer fidele Gesellschaft, in der Alle sich kennen, generis masculini und feminini, er fühlt bald zwar das nothwendige Bedürfniß, seinem Freunde in's Ohr flüstern zu müssen: „Leihe mir einige Preußen,“ aber — er verläßt mit Stolz und Würde diese joviale und gemüthliche Gesellschaft und sagt bei sich als er nach Hause gekommen: „Es geht doch nichts über Hamburg und den Dammthorwall. Wilhelm — wenn die Möllner Dich wiedersehen, wie werden sie sich wundern über deine Hamburger Erlebnisse! — So wird der Lehrling ein Commis, Buchhalter und Prinzipal! — Wahrhaftig, am nächsten Abend trifft Wilhelm Meier aus Möllln mit seinem Commis, und am dritten Abend mit seinem Buchhalter zusammen. Und Keiner sieht ihn! „Mein Himmel,“ sagt Wilhelm Meier bei sich, „wie diese

Gasflammen und Aſtrallampen doch die Augen verblenden. Ich glaube, mich könnte hier mein Prinzipal treffen und — er kennte mich nicht.“ — —

Es iſt aber keine Redensart, daß der Dammthorwall ſich ſeit einer Reihe von Jahren immer mehr und mehr verfeinert, cultivirt und civiliſirt hat in ſeinen galanten Schönen. Die Induſtrie, der Wetteifer, die Gewinnſucht machte es zur erſten Aufgabe, immer mehr Glanz und Schönheit vor der Oeffentlichkeit zu entwickeln, und es ſind hier daher in der letzten Zeit viele ſtolze, ſchöne und reichbegabte Mädchen von Geiſt und Bildung geweſen, bei und an denen ein junger Mann ſeine Manieren des Umgangs ſchon abſchleifen kann, und wer wunderbare, rührende und romantiſche Lebensſchickſale erfahren will, der kann ſich dieſelben auf dem Dammthorwall ſammeln, wie — wir dies gethan und vielleicht ſpäter unſern Leſern noch darlegen werden. Es iſt Thatſache, daß man ſich von manchem Mädchen die Haut ganz famos voll lügen laſſen muß, aber man erfährt doch auch bei näherer Bekanntſchaft manche wahre Geſchichte von Verführungen, Leidenſchaften, Opfern, Seelenmorden und

Kupplerintriguen. Wie gesagt, wir werden darüber später vielleicht Enthüllungen machen und Geheimnisse galanter Intriguen aufdecken, die unsere Leser mit eben so viel Rührung als Abscheu erfüllen sollen.

Das Pendant zum Dammthorwall ist eigentlich nicht etwa die Fuhlentwiete der Altstadt oder die Schwiegerstraße oder sonst eine andere Gegend oder Straße, sondern es sind die betreffenden zusammenhängenden Straßen in St. Pauli mit den großartigen Bordellen „Zu den vier Löwen," „Im grünen Jäger," „In der Sonne," „Im Löwen," Im goldenen Engel" und wie die Titel und Aushängeschilde weiter heißen.

Auch hier und namentlich „In den vier Löwen" sehen wir nicht bloß an jedem Abend, sondern besonders auch an den Sonntag-Nachmittagen jene Schaustellungen und jenes Strömen der Promenirenden und Beschauen, welches wir vorhin beim Dammthorwall beschrieben. Freilich handelt es sich hier um eine ganz andere Schichte und Classe der menschlichen Gesellschaft, aber die Bedeutung und der Charakter der Volksbelustigung ist doch derselbe. -

Es ist keine Frage, daß die Mädchen-Colonie „In den vier Löwen" in St. Pauli die erste, zahlreichste und brillanteste ist, denn darüber ist in den letzten Jahren auch hier immer vom Wirthe gewacht worden, daß ein möglichst ansehnlicher, frischer und kräftiger Mädchenflor vorhanden sei. Darum sind „Die vier Löwen" auch bekannt und berühmt bis nach Amerika, und wenn hier Sonntags und allabendlich Parade in vollem Staat von ungefähr 30—40 Mädchen ist, so will das eben so viel sagen, als wenn auf dem Dammthorwall die berühmte Fensterpromenade stattfindet.

Man wähnt zwar, daß die „Vier Löwen" und die ähnlichen Lokalitäten in St. Pauli nur von Matrosen besucht würden, allein dem ist lange nicht so. Wer geht wohl nicht mal nach St. Pauli, um auch hier jene Mädchenschau und Musterung zu halten, welche allabendlich auf dem Dammthorwall stattfindet? Nur ist der Unterschied, daß es hier weniger nobel, gentil und gemüthlich hergeht. Alles ist auf eine breite volksthümliche Grundlage angelegt und berechnet. Die galanten Schönen, größtentheils handfeste Töchter des

Landes und der arbeitenden Claſſe, ſitzen im Salon, der von Trompeten, großen und kleinen Trommeln in bachantiſchen Tanzrythmen rauſchend und gellend wiederhallt, an den Wänden ringsum auf Bänken und ſtarren beſinnungs- und gefühllos in die ſtaubige Atmosphäre hinaus — um von den ſich Herandrängenden und Zuſammenſtrömenden begafft zu werden. Die ganze Beluſtigung der Beſucher ſcheint wirklich nur auf ein ödes, kaltes Begaffen abzuzwecken.

Püffe und Rippenſtöße von maſſiver Derbheit ſind bei dieſem traulichen Zuſammenſein etwas Gewöhnliches, abgeſehen von der Gefahr, der man ſich jeden Augenblick ausſetzt, im Geſicht von den glühenden, qualmenden Cigarren gebrandmarkt zu werden.

Wenn die Sache und der Ton des Umgangs gar zu ſtumm, dumm und langweilig wird, oder vielleicht die in der Schenke ſitzende corpulente Wirthin einen Wink mit zornigen Blicken gegeben hat, ſo erhebt ſich nicht ſelten eine derbe Schöne, deren Haare mit Silberflitter, Glaskugeln und grünen, gelben und rothen Bändern reichlich geſchmückt ſind, von ihrer Bank, giebt den vor ihr Stehenden tüchtige Püffe und

Rippenſtöße, um ſich Platz zu machen und fordert mit liebenswürdiger Dreiſtigkeit den Erſten — Beſten auf, doch nicht ſo lumpig dazuſtehen, ſondern ihr ein Glas Punſch zu credenzen. — Wie die Aufforderung und Anrede, ſo auch oft die Antwort; doch nicht immer. Manches Bürſchchen wirft ſtolz und brutal den Kopf in den Nacken, und ruft mit einem herausfordernden Blick auf die Schöne und im commandirenden Ton: „Ein Glas Punſch!“

Dies iſt aber auch das Signal für den Sturm einer los- und durchbrechenden Zärtlichkeit. Wer da wiſſen will, was freie und offenherzige Zärtlichkeit iſt, der muß nach den „Vier Löwen“ gehen. Was iſt dagegen das traulich-gemüthliche Geflüſter und Geſchäker vor den hellerleuchteten Fenſtern des Dammthorwalles? — Schund, wahrer Schund. Göthe war ſicher in den „Vier Löwen,“ ehe er im Fauſt ſchrieb:

„Die Hand, die Samſtags ihren Beſen kehrt,
Wird Sonntags dich am beſten kareſſiren!“

Die galante Schöne iſt jetzt freundlich und artig genug, das Glas Punſch von der Schenke zu holen, ihrem Gönner einen derben Stoß oder Schupps zu

geben, ſo daß er auf die Bank beſiegt hinſinkt, um ſich dann, ihr Bein über das ſeinige ſchlagend, auf ſeinen Schooß zu werfen, wobei ſie ihm die Galanterie aufnöthigt, ſie zu halten und ihm dann — vor aller Welt diverſe Küſſe applicirt mit einer Grazie und Hingebung, gegen die jener erſte Kuß, welchen Göthe's Fauſt dem verſchämt und ſchmachtend zuſammenknickenden Gretchen gab, ebenfalls wahrer Schund ohne Saft und Kraft iſt. Man muß das ſehen und mitfühlen, um zu begreifen, was ein reiner und zarter Kuß der Unſchuld und erſten Liebe iſt. Solche Scenen werden hier in größter Oeffentlichkeit und vor aller Augen ohne Umſtände ausgeführt. Daß die Seeleute am häufigſten die beſonders Begünſtigten ſind, darf nicht Wunder nehmen, denn dieſe Hallen der Freude und Liebe ſind ihnen ja beſonders geweiht, hier ſollen ſie ſich entſchädigen für die ſchweren Arbeiten und Strapazen, für die Laſten und Aengſten, welche ſie auf den Meereswogen in Sturm und Wetter ausgeſtanden und ertragen haben mit immer gleichem und rüſtigem Muth. Vorzüglich ſind es denn auch die jüngeren „Jungens," welche von den galanten

Damen der „Vier Löwen“ ſo zärtlich auf's Korn genommen und behandelt werden, und gleichwohl ſchlägt mancher ſolcher „Junge“ die Augen verſchämt zur Seite, wenn die Verliebte ſich ſo dreiſt und verwegen auf ſeinen Schooß wirft und ihm ſaftige Küſſe vor aller Augen credenzt.

Wie auf dem Dammthorwall alſo der Comptoirlehrling und Commis des Hamburgiſchen Großhandels erzogen und gebildet und in die wahren Myſterien des Lebens wie der Liebe und Luſt eingeweiht wird, ſo hier der Seemann des Hamburgiſchen Großhandels, und darum hat der alte in dieſer Beziehung noch immer ſ. g. „Hamburger Berg“ ſeine wahre Weltbedeutung. Darin beruht eben der Parallelismus zwiſchen dem „Hamburger Berg“ — wir bedienen uns hier gleichſam nach altem Herkommen mit Gewalt und Nothwendigkeit dieſer Bezeichnung, bei der ein Jeder ſogleich weiß, was er ſich darunter oder dabei Alles und ganz beſonders zu denken hat — und dem Dammthorwall. Wir können dies nicht genug betonen und hervorheben; es ſind dies ſo charakteriſtiſche Pendants, wie ſie nicht paſſender und

zuſammentreffender gefunden werden können. Der Dammthorwall bildet merkantiliſche und kosmopolitiſche Routiniers, der „Hamburger Berg“ auf der Höhe der „Vier Löwen“ ſeemänniſche Routiniers.

Man denke ſich aber ja nicht, daß dieſe Zärtlichkeiten, ſo öffentlich im Saale der „Vier Löwen“ ausgeübt, nur ſo vorübergehend und des momentanen Geſchäftes wegen ausgeübt werden; oft entſpinnen ſich aus dieſem Necken der blonden — flächſenen — Umarmung Amourſchaften voll Nachdruck und Nachwirkung, Amourſchaften, die für das ganze Leben aushalten. Es mag komiſch klingen und iſt faſt lächerlich zu erzählen, daß ſich hier zwiſchen den galanten Mädchen, und namentlich in den „Vier Löwen“ und zwiſchen den Seeleuten ſehr oft Verhältniſſe bilden, die förmlichen Ehen gleichen und von den Betheiligten dafür angeſehen werden.

Ueberhaupt iſt die Stellung der Mädchen in den „Vier Löwen“ eine ſehr trauliche und gemüthliche. Wenn einestheils auch immer „friſche Waare“ auf- und herbeigebracht wird, ſo giebt es unter den 30 bis 40 Mädchen oder in dieſer Amazonen-Colonie doch

auch ſolche, welche darin ſo zu ſagen ihr ganzes Leben oder wenigſtens bis zum 30., 40. Jahre und darüber hinbringen und welche zu der „Mutter“ und dem „Herrn“ oder „Vater“ wie Töchter ſtehen.

Der Seemann verdient vieles, ſchweres Geld und ein großer Theil davon fließt nicht ſelten in die Hände der Favoritin und wird theilweiſe von dieſer zum eigenen Nutzen und Wohlgefallen verwendet, bis der „Minſch,“ der Seemann, endlich des langen Reiſens und Seetreibens müde iſt und ſeine „Braut“ heimführt, wirklich ehelicht in aller bürgerlichen und kirchlichen Form. Es gehört dazu freilich ein Sinn und Geſchmack, der ſich nur unter dieſen Hamburgiſchen Zuſtänden, Anſichten und Verhältniſſen ausbilden kann, aber — die Sache iſt ſo und ereignet ſich nicht gar ſelten, wenn anderntheils auch manches Mädchen durch die raſend verliebte Wuth eines zärtlichen Schwärmers aus den „Vier Löwen“ losgekauft wird, weil es — ſonſt keine heirathsluſtige und mannbare Jungfrau in Hamburg oder überhaupt in der Welt mehr giebt.

Sage Keiner, daß es heutigen Tages keine wahre

Liebe oder verliebte Schwärmerei in dieſer proſaiſchen und materiellen Welt mehr giebt! Wer ſie ſehen und kennen lernen will, der gehe nach den Bordellen von St. Pauli, nach dieſen Harems des Communismus der Liebe.

Da war eine „kleine Thereſe," eine „dicke Amanda," eine „ſchwarzbraune Amalia," eine „rothhaarige Minna" — ach, wie comfortable, wie gemüthlich, wie weich und warm, wie blank und bunt war es bei denen! Man muß ſo ein Zimmer einer Maitreſſe in den „Vier Löwen," die ſchon viele Jahre mitgemacht und von ihrem verlobten „Minſchen" unterhalten worden iſt, ſelbſt geſehen und kennen gelernt haben, und das für die feſte Entrée von 2 ℳ Hamburger Courant, nicht einmal Banco, denn gefeilſcht und gehandelt um Fleiſch und Reize, wie auf dem Dammthorwall, wird hier gar nicht, es hat hier alles ſeinen beſtimmten Satz, und Niemand wird geprellt und über's Ohr gehauen, wenn man das Geſchmackvolle und Comfortable eines ſolchen Boudoirs einmal ſelbſt beſchauen will. Es koſtet nur 2 Mark, wahrhaftig ein wahrer Lumpenpreis für ein Entrée in ein

ſolches Boudoir eines Harems, das die Favoritin des Großmoguls nicht aufgeputzter und ausgeſchmückter haben kann, als die „kleine Thereſe“ oder die „dicke Amanda“ oder die „rothhaarige Minna!“ „In meinem Schlößchen iſt's gar fein, komm Ritter, kehre bei mir ein!“ ſingt Hulda auch hier und das Alles verdankt ſie ihrem „Minſcheh,“ der nur noch eine Reiſe machen will, um ſie dann zu heirathen.

Da iſt eine ſpiegelblank gebohnte Commode — pures Eigenthum, da iſt ein nobler Sopha — pures Eigenthum, da ſind Maſſen von Nippſachen, Muſcheln, alle Wände voll Schildereien, da ſind Bijouterien aller Art, Kunſtſachen mit und ohne Geſchmack über einander gehäuft, Naturalien und Schmuckſachen aus allen Welttheilen von dem „Meerufer“ mit zärtlichen Erinnerungen heimgebracht, chineſiſche und otaheitiſche Geräthe — das iſt Alles zuſammengehäuft. Was iſt gegen das Zimmer der „kleinen Thereſe“ oder der „dicken Amanda“ die Kunſtkammer in Berlin! — Aber ich habe noch etwas vergeſſen. Auch hier fehlt jene Würze der Atmoſphäre nicht, gegen die die friſche, duftende, ſonnige und wonnige Frühlingsluft

ein beſtialiſcher Geſtank iſt, auch hier fehlt jenes Arom der Luft nicht, ohne welches ein „ordentliches Mädchen“ mit jungfräulich-roſenrothen Wangen, als wenn ſie mit Ziegelmehl und Mennig geſchminkt wären, nun einmal nicht leben und den Anbeter benebeln und beſchwebeln kann, auch hier fehlt der Moſchus nicht, der ſonſt nur an Verweſung, hier aber an Liebe und Liebesgenuß mahnt, und wirklich ungefähr dieſelbe Wirkung auf den Geruch hat, wie die Syrenentöne der Klapperſchlange ſie auf das Gehör üben.

Ach ja! Moſchus und Schminke ſind Haupthandelsartikel in Hamburg; man ſagt, es werden nach der Berechnung eines Engländers auf dem Dammthorwall und in St. Pauli allein mehr Centner davon gebraucht, als ſonſt in ganz Deutſchland Loth und Pfunde. Wer das nicht kennt, der hat keine Idee davon und muß Hamburgs galante Damen bei Licht beſehen. Ach, die mephitiſche Hamburger Stadtluft nimmt den Teint, die jungfräuliche Röthe und was weiß ich ſonſt noch mit, und darum muß alles zur Erhaltung der ſchönen Natur und ihrer

Reize reſtaurirt werden, die Welt zu bezaubern. — Speculirte der Hamburgiſche Großhandel ſtatt auf Butter und Kaffee einmal auf Moſchus und Schminke, ich glaube, er würde ſich nicht ſchlecht dabei ſtehen und die jüngſte Handeskriſis wäre gewiß nicht dahin gekommen, wohin ſie kam, nämlich auf den — Pinſcher oder Polly.

Das kömmt davon, wenn man von Moſchus und den „Vier Löwen" ſpricht, man wird gleich beduſelt, kömmt zu Fall und auf die Speculation des Großhandels. Doch auch auf den nahen „Grünen Jäger," und das iſt ſehr natürlich, denn von den „Vier Löwen" geht es an ſchönen und ſchlechten Sonntag-Nachmittagen, um die Parade abzuhalten, durch den „Grünen Jäger," den „Löwen," die „Sonne," den „Mond," den „Goldenen Engel" um zu verſanden wie der — Rhein. Und auch an dieſem Rhein giebt es ſtolze Ruinen, Ruinen, die nicht jährlich, ſondern täglich reſtaurirt werden, um ihr — alte s Anſehen zu behalten. Der „Grüne Jäger" iſt eine gefährliche Klippe, eine böſe Ecke. An dieſer Klippe hängen Vorſprünge, ſo groß wie der Süll-

berg und Köſterberg, und obwohl ſie offen daliegen, ſo offen als möglich, ſo hat doch ſchon mancher Segler daran Schiffbruch gelitten. Beſchreiben laſſen ſich dieſe Klippen nicht, man muß ſie ſehen. Im „Mond" dagegen hat noch Niemand etwas anderes entdeckt als — Sandberge, rauhe, graue, abgeflachte Sandberge. Wer ein gutes Auge hat, der braucht kein Herſchel'ſches Teleſkop, um hier Alles zu entdecken. Der „Mond" iſt auch ſchlecht bevölkert, aber die Bewohnerinnen wenigſtens werden hier ſehr alt und das iſt gut, daß ſie lange vorhalten, denn ſonſt würde der Mond am Ende ganz entvölkert.

Das Clima der „Sonne" dagegen iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, wärmer, vollſaftiger, ſo zu ſagen wapplicher und ſchwapplicher, und um den „Goldenen Engel" gruppiren ſich ſeit dem neuen Regenten viele Engel, man muß ſie nur beim Lichte beſehen. Es geht dann nichts über Engel.

Daß wir vollen Grund haben, mit ſolcher Ausführlichkeit und Extaſe von dieſen Hallen der Liebe in St. Pauli zu reden, dafür dürfte der Beweis ſchon darin liegen, daß gefürſtete und ſonſtige noble

Perſonen, wenn ſie nach Hamburg kommen, es ſelten oder niemals verſäumen, jene Kreiſe in Anſicht zu nehmen, um den draſtiſchen Humor, der ſich dort in voller Zärtlichkeit entwickelt, auf ein Stündchen mit zu genießen.

Was aber jene Colonien galanter Damen in St. Pauli für die Mannſchaften der Seeſchifffahrt ſind, das ſind die ähnlichen Lokale in der Gehrkentwiete, der altſtädter Fuhlentwiete und auf dem Dovenfleet für die Mannſchaften der Elbſchifffahrt. Wie dort die Matroſen der großen Seeſchiffe, ſo haben hier die Matroſen der langen Elbſchiffe ihr Eldorado, in welchem ſie allabendlich ihren Genuß und Befriedigung eines langgefühlten Bedürfniſſes, verſteht ſich das der Unterhaltung mit einem weiblichen Weſen, ſuchen.

So viel höher aber die Seeſchifffahrt ſteht als die Elbſchifffahrt, ſo viel höher ſteht auch das Inſtitut der Liebe in St. Pauli als in der Gehrkentwiete. Dieſe Einrichtung finde ich ganz natürlich und den Anſprüchen entſprechend. Was hat denn der Elbſchiffer auch ſo Großes ausgeſtanden auf ſeiner

Fahrt in Sturm und Wetter, daß er bei der Göttin und Beſchützerin der Liebe Anſprüche auf ſo große Entſchädigungen machen könnte? Er hat die flachen hannöverſchen Elbufer und die gelben Sandbänke beim Zollenſpicker und gegen die Hafenſtadt Lauenburg hin glücklich umſchifft, hat bei Tangermünde in unendlicher Oede Jericho geſehen — das iſt Alles, ganz und gar Alles, und dafür kann er bei den Genüſſen der Liebe auch nur wieder Anſprüche machen zur Entſchädigung für langweilige Elbfahrt-Entbehrungen auf — allerlei Flaches, Plattes, Sandiges und Randiges im Gebiete der Göttin der Liebe. Flache, ſandgelbe Buſen auf der Elbe wie in der Gehrkentwiete und auf dem Dovenfleet, das paßt ſich ſo zuſammen. Es hieße ja auch wahrhaftig dem preußiſchen Elbſchiffer den Geſchmack an ſeinem Berufe und Gewerbe verderben, wenn ihm hier auf dem Lande, wenn er auf dunkler Fährte den Spuren der Liebe mit ſtillen Seufzern und trockenen Lippen und mecklenburgiſchen leichten Schillingen oder preußiſchen Silbergroſchen in dem Herzen, nachgeht, ſolche romantiſche Höhen und Tiefen dargeboten würden, wie

in den „Vier Löwen" oder in dem „Grünen Jäger" St. Pauli's. Nein, das wäre Verrath an der Menschheit. Aber bei alledem und alledem ist für einen tüchtigen Elbschiffer und den braungelben Schiffsjungen in blauem Buseruntje, und hat er auch schon manche extra langweilige Fahrt mitgemacht, nichts so gefährlich als so eine Fahrt durch die Strudel und Sandbänke der Gehrkentwiete. Da kann Einer das Steuer immer fest in der Hand haben und den Cours noch so gut kennen, er geräth doch auf die Sandbänke und sitzt dort so lange fest bis er sich wieder losgespattelt hat. Jeder rechtschaffene hannöversche und mecklenburgische Elbschiffer von Dömitz und preußische Elbschiffer von Magdeburg weiß zu erzählen von der heillosen Fahrt durch die Gehrkentwiete mit den gelben Dünen und seichten Fahrwassern, die hier oft so tief werden, so tief, daß er im Strudel, wenn er nicht ganz auf seiner Hut ist, versinken möchte. Da heißt es sich denn anklammern an beiden Klippenwänden, rechts und links, um nicht ganz zu versinken in bodenloser Tiefe, trotz Steuer und Mastbaum. Und wenn auch Alles gut gehen könnte auf dieser Fahrt zwischen der Scylla und Charybdis in der Gehrkentwiete, so sind dort auch wieder die unwiderstehlichen Töne einer oder vielmehr mehrerer Syrenen, repräsentirt durch s. g.

„Flügelspieler," welche, bis die Polizei sie heimschickt, hier auf wirklich sehr modernen und theuren aufrechtstehenden Pianofortes Trommelübungen anstellen. Ich habe mich gewundert über diese Zusammenstellungen. Und dabei sind die Mädcheninstitute hier so nahe und traulich bei einander, daß wie durch eine spanische Wand das eine Instrument mit H-dur, das andere mit Es-dur auf die gemüthlichste Weise zum Zweikampf herausfordert. Wer sich durch diese Harmonie der Sphären noch nicht bethören lassen will und wer seine Ohren [illegible] verklebt hat, nun — dem muß anderweitig geholfen werden, wenn es auch polizeiwidrig ist, der muß mit zärtlich derber Faust am Arm gepackt, raisonnable gehalten und so lange gezerrt und gezogen werden, bis, wenn er nicht Rock oder Jacke im Stiche lassen will, er sich gefangen giebt und in den ersten Schiffsraum nahe der Brücke in die anständige Auswanderungskoje geduldig und in sein Schicksal ergeben hinein — kriecht? nein, das grade nicht, aber viel besser ist die Entrée eben auch nicht, wenn die Koje dadrinnen schon voll ist.

Die Wirthin, Madame K., ist wirklich eine prächtige Frau und dabei so wohlgenährt, daß sie, stolz und bewußtvoll in ihrem Lehnstuhl sitzend, die allerliebste kleine und niedliche Schenke wirklich ganz

behaglich ausfüllt, indem ein hübſcher, junger Mann und früherer Zimmergeſelle die Gäſte und ſie ſelbſt mit aller Gewandtheit bedient, während die Mädchen nach und nach ganz gemüthlich ſich und die Gäſte in bunter Reihe zuſammenpöckeln wie die Heeringe. Und das — „bei die Hitze" von dieverſen Gasflammen, einem ſiedenden Keſſel mit dito Gasflamme in der beſagten allerliebſt kleinen Liliput-Schenke mit der wohlconditionirten Wirthin bei mindeſtens 30 Grad Reaumur, dampfenden Groggläſern und betäubenden Bierſeideln oder duftenden Biſchofgläſern für die galanten Damen, die hier nicht ohne Auswahl und durch Gruppirungen von Fett und Mager, Blond und Braun nicht ohne Naturſchönheiten ſind.

In der Grotte nebenan iſt das Bild wieder etwas anders. Hier miſchen ſich in die „ſchöne Gegend" wohlconſervirte Ruinen von grotesk-derber Structur. Es iſt zuverläſſig, der behagliche Wirth, Herr Spohn, hat einen lebhaften Sinn für niederländiſche Malereien und für „ſchöne Gegenden" mit Ruinen und daneben ein tiefes Gefühl für Belohnung langjähriger Dienſte und Dienſttreue. Segeln die nüchternen Schiffer, welche keinen Sinn für Ruinen haben, gleichgültig vorüber, ſo unterhalten die Töchter den Vater und die ſtattliche Wirthin ihren Flügelſpieler, denn Jeder will einmal doch durch Unter-

haltung ſein Vergnügen haben. Das iſt ſo der Weltlauf. Aber warum wollen wir hier von einem Hauſe in's andere wandern, giebt es doch in Hamburg noch Stellen genug, wo man mit Speck Mäuſe fängt.

Apropos, Speck! Ja, das Wort kömmt mir ſo recht hämiſch lächelnd in die Feder, damit ich nicht den „Specksgang" vergeſſe. Das iſt ein gefährlicher Gang wie ſo viele Gänge in Hamburg und er heißt nicht umſonſt ſo, denn der Fallen mit dickem, fettem, glaſigweißem und gelbem ausgeſteckten Speck giebt's hier gar manche. Und eine Maſſe weißer und rother Schminke wird hier verconſumirt! Der Gang iſt aber wirklich etwas dämmerig und die Reize der Natur würden hier gleich links von der Kaffamacherreihe, in dem Hôtel des Herrn Kamphoff, allzu ſchwach und wenig wirkſam hervortreten, wenn ſie nicht durch künſtleriſche Hände etwas gehoben würden.

„Und immer weiter geht der Zug" — „wo die letzten Häuſer ſtehen" — Hamburg, du biſt gut und ſchön und giebſt Jedem, was ſein Herz begehrt. — Mädchen, nichts als Mädchen. Ich glaube, die ganze Stadt verwandelt ſich noch einmal in lauter Mädchen.

Aber nicht nur der reiſende und nicht-reiſende merkantiliſche Gentleman, der Comptoirlehrling und Commis, der Seematroſe und Elbmatroſe, der Gehülfe jeden Gewerbes will zu gewiſſen Stunden ſein

Revier haben, in dem er ſpazieren geht und die Natur bewundert, ſondern auch der Soldat, der Hanſeat, auch für ihn iſt geſorgt. Eine ſchöne Gegend iſt ihm angewieſen mit allen offenen Reizen der Natur in ihrer ganzen Fülle, der „Rademachergang," „Trampgang," „Ehebrechergang" und wie die Gänge alle heißen, aus denen ſich in ganz alter Zeit, als dieſe Gänge noch das Labyrinth hießen, auch ein Held wie Theſeus ſich nicht wieder herausgefunden hätte. Bei dem Namen „Trampgang" denkt man ſogleich an Trampelthiere und in der That, ich glaube dieſer famoſe Gang hat auch von ihnen den Namen.

Man ſieht alſo, daß in der beſagten Beziehung keine Stadt beſſer organiſirt iſt als Hamburg. Für jeden Stand iſt geſorgt. Es iſt alles in Klaſſen getheilt.

Eine Wanderung durch Hamburgs Naturſchönheiten bei Gasbeleuchtung iſt nicht nur amüſant, ſondern auch lehrreich. Sie giebt Bildung, Courage und Weltton. Ach, es geht doch nichts über Hamburg und die Liebe! Ein Hamburg giebt es nur, weil nur einen Dammthorwall! Und der Menſch lebt doch nur, um ſich der Liebe zu freuen und ſeine Tage zu verſchönern durch die Damen — bei Licht beſehen!

Galante Myſterien

der Hamburger

Maitreſſen, Unterhaltenen, Griſetten und Loretten.

Von

Baron von Roſenberg.

Zweite Auflage.

[C.7

Neuſtadt, 1860.

S. Wagner.

Hamburg ist ein wahres Labyrinth von Mysterien. Die pikantesten und interessantesten, effectreichsten und wunderbarsten sind aber auf jeden Fall die Mysterien seiner Maitressen, Unterhaltenen, Grisetten und Loretten, und diese wollen wir hier dem neugierigen Leser zum nicht geringen Vergnügen enthüllen. Es werden in diesen blühend und glühend lebendigen Schilderungen, in diesen phantastischen Farbenspiegelungen, in diesen magischen Beleuchtungen schwarzer ägyptischer Nächte, in diesen überseeischen Geheimnissen der merkantilischen Welt, in diesen Rosengärten sardanapalischer Ergötzungen, in diesen Schwärmereien neapolitanischer Nächte, in diesen arkadischen Hainen der Unschuld und Liebe und diesen Höllenqualen der Ehe, viele Scenen voll Verführung und Thränen, Rührung und Ueberdruß, Armuth und Wuchersinn, Liebe und Scandal, Schäkerei und Niederträchtigkeit, Küsse und Verachtung, Jungfräulichkeit und Putz-

läden vorkommen, und das eben iſt der Stolz und Triumph der Enthüllung dieſer pikanten Myſterien.

Ihr Alle, die Ihr ſchon geliebt habet, leſet dieſe Myſterien und ſchämet Euch, Eure Liebe ſo billig bezahlt zu haben.

Kurzum, gegen die Myſterien und Liebesabenteuer der Hamburger Maitreſſen ſind die Romane von Grecourt und Balzac wahre Ammenmärchen und Fibelgeſchichten, und gegen die Hamburger Faublas iſt der franzöſiſche Faublas ein blöder, ſchüchterner Schmachthammel. Die Liebe ſteht al pari mit Banko, und nur, wer ſie durch Banko erobern und ſein Eigenthum nennen kann, der kann ſagen, daß er liebt und die Liebe kennt.

Gemeine Seelen voll Unwiſſenheit träumen nur von Maitreſſen der Fürſten und Miniſter, und als Schiller noch lebte und ſeine „Cabale und Liebe“ ſchrieb, da ſollen ſie auf Koſten des Landes unterhalten worden ſein. Das mag damals in der rohen, finſtern Zeit ſo geweſen ſein, aber jetzt iſt das gottlob anders. Schiller hatte keine Idee von Hamburg, und das war gut, denn ſonſt wäre er nicht bloß

unwillig, aufgeregt und indignirt, ſondern total verrückt geworden. Das iſt ja eben die Größe und der Stolz Hamburgs, daß hier auch ein Großer und Reicher ſeine Maitreſſen hat, daß er im Entführen es mit dem beſten Ritter und an Talent und Liebenswürdigkeit mit Don Juan aufnehmen könnte.

Wir beginnen jetzt den Schleier zu lüften. Jüngling von Sais oder wo Du ſonſt biſt, öffne Deine Augen und begreife, wie Du entbehrſt, wenn Du auch alle Abend den Dammthorwall beſuchſt und auf drei Leihbibliotheken abonnirt biſt oder mit Deinem Stubenmädchen harmonirſt. Begreife, wie viel Du entbehrſt und entbehren mußt, ſo lange Du zum Wechſelreiten keinen feſten Lendenſchluß Dir angeeignet oder kein Reicher im Dienſte Merkurs geworden biſt.

Hier alſo zunächſt die romantiſche Geſchichte von

der ſchönen Louiſe

und ihren zärtlichen Erlebniſſen mit ihrem Don Louis von Banko.

Louiſe war wirklich ein allerliebſtes Mädchen, ſchlank und zierlich gewachſen, mit lebhaften Augen,

und dabei unſchuldig und unerfahren, ſo viel und ſo weit ein junges Mädchen von 17 Jahren dies in Sodom und Gomorra oder in Hamburg noch ſein kann. Ja, Louiſe war wirklich ſehr unſchuldig und ſittſam, denn ſie bot nicht etwa ihre lebhaften Augen mit den diamantenen Blitzen oder andere Reize feil, ſondern Apfelſinen und Citronen. Dies Geſchäft und Treiben war für ein junges glühendes Temperament aber doch ſehr langweilig. Man trinkt nicht immer Punſch oder ißt Apfelſinen. Manche Herren machten ihr daher den Vorſchlag, etwas anderes feil zu bieten, dann würden ſie gewiß ein hübſches Geſchäft zuſammen machen. Aber Louiſe lachte ſchnippiſch und dachte: „Ich will mich einmal beſinnen. Vielleicht, daß ich noch einen Handel mit anderen Dingen anfange.“

In den großen Hôtels am Jungfernſtieg in der „alten Stadt London“ — kann die Scene, welche wir jetzt ſchildern, ſpielen ungefähr — noch vor dem großen Brand, aber die Perſonen, deren Liebes-Myſterien wir hier erzählen, ſind noch unter den Lebenden und gewähren daher alles Intereſſe, welches Liebe und Lebende von ſo pikanten und geheimnißvollen Ver-

hältniſſen nur gewähren können; genug, in den großen Hôtels am Jungfernſtieg, ſagten wir, in der „alten Stadt London," im „Hôtel St. Petersburg," „Zum Kronprinzen" und in der „Sonne" auf dem Neuenwall waren die Reiſenden ſchon ſeltener geworden und die Apfelſinen waren daher hier eben wie in den Pavillons und der „Alſter-Halle" ſehr ſchlecht an den Mann zu bringen. Die Kaufluſtigen kniffen Louiſe hie und da wohl noch in die Backen und flüſterten ihr geheimnißvolle und inhaltſchwere Worte in das Ohr, aber aus dem Geſchäft und Handel wurde nichts. Die Apfelſinen blieben im Korbe neben einander liegen und der Saft vertrocknete in ihnen.

Da fing das Geſchäft an, Louiſen zu langweilig und ledern zu werden und ſie ſann auf Abwechslung.

Dammthorwall, Drehbahn und Schwiegerſtraße waren bis jetzt nur noch die einzigen Plätze geweſen, wo Louiſe ihre ſüßen Apfelſinen und ſelbſt die ſauren Citronen an den Mann, nein, um richtig und rein deutſch zu ſprechen, an das Freudenmädchen gebracht hatte, wie zu der Zeit bei Louiſen die alte Redensart lautete. Ach, dieſe Freudenmädchen waren doch

herzensgute Seelen, und ihr besonderer Werth bestand namentlich darin, daß sie immer einige Schwänzschillinge in petto hatten, die sie an Louisen für ihre Apfelsinen, mochten sie auch nicht allemal süß und aromatisch sein, herzlich gerne hingaben.

Bei diesen merkantilischen Küstenfahrten durch die südlichen Gewässer des Daumthorwalls und der Schwiegerstraße stiegen Louisen allerlei wunderbare und romantische Bilder und Gaukelspiele in den Kopf, die im wachenden Zustande jemals gehabt zu haben sie sich nicht entsinnen konnte. Wir sagen im wachenden Zustande, um der historischen Wahrheit selbst in unseren galanten Mysterien entschieden und bestimmt getreu zu bleiben, denn im Traume waren unserer Apfelsinenhändlerin seit ihrem 15. und noch viel öfterer seit ihrem 17. Jahre allerlei drollige Situationen und Scherzspiele vorgekommen, die ihr das Blut so heiß machten, daß sie gewöhnlich mit tiefen Seufzern, pochenden Herzen und sehr gerötheten Wangen erwachte, wobei sie jedesmal ärgerlich mit sich selbst war, schon so frühe erwacht zu sein.

Eines Tages fragte eine der empfindungsvollen

und theilnehmenden Seelen Louiſe, als dieſe gebeten hatte, man möge ihr doch die paar letzten, ſchon etwas vertrockneten Apfelſinen für jeden Preis abnehmen, ob ſie denn mit dieſem Handel ſo viel verdienen könne, um gut zu leben und ſich die gewünſchten Kleider und Hüte nach der neueſten Mode und um Eroberungenzu machen, anſchaffen zu können.

Louiſe war zum erſten Male in ihrem Leben vor einem weiblichen Weſen beſtürzt und verlegen um eine Antwort. Die gewünſchten Kleider und Hüte anſchaffen zu können nach der neueſten Mode und um Eroberungen zu machen — ach! das war eine demüthigende Frage, die ihr keine weitere Antwort als einen tiefen Seufzer abpreßte.

Das war für eine andere kundige Seele aber genug, um hier ſämmtliche Zuſtände zu begreifen. Unterdeſſen war die Wirthin oder „Mutter“ herbeigekommen, um Zuhörerin des Geſpräches zu ſein, wie eine gute „Mutter“ denn immer gerne beobachtet und belauſcht, was bei ihren Töchtern vorgeht, und polterte mit donnernder Stimme, wie die eines Oberſt-

wachtmeiſters wohl zu erklingen pflegt: „Warum läßt Du Dich denn nicht anſchreiben, um Kleider und Hüte und Alles, was Du wünſcheſt, zu bekommen?“

Einige Minuten blieb Louiſe um eine Antwort verlegen, dann aber ſagte ſie:

„Ich will mich einmal darauf beſinnen.“

„Thu das,“ ſagte die kundige Mutter, „Du ſiehſt noch ſo ziemlich aus und biſt ja eine alberne Dirne, wenn Du mit den lumpigen Apfelſinen und Citronen, um einige Schillinge in ganzen Tagen zu verdienen, umherläufſt, wo Du in wenigen Minuten oder höchſtens in einer halben Stunde Thaler und Louisd'ore verdienen kannſt. Es iſt ja wirklich eine Schande für Dich, ſo mit dem Korbe auf der Straße umher zu laufen und die Leute anzubetteln. Beſinne Dich aber ſchnell, ehe ich meine wohlthätige Geſinnung von Dir wieder abwende, und wenn Du willſt, ſo komme nur zu mir, dann ſollſt Du ſeidene Kleider und Hüte, goldene Ringe und Uhren und dergleichen dummes Zeug mehr bald genug von mir bekommen.“

Das waren Worte, die Louiſe ſchwer aufs Herz fielen. Sie ging zum erſten Male in ihrem Leben

ſehr tiefſinnig, verſtimmt und zerriſſen in ſich ſelbſt nach Hauſe.

Die Nacht, welche ſie hierauf verbrachte, iſt mit gewöhnlicher Dinte und Feder nicht zu beſchreiben.

Um die Sache kurz und gut zu erzählen: Nach drei — nein, nach einem Tage ging ſie wieder zu der guten, wohlthätigen und edelgeſinnten „Mutter“ und ſagte: „Ja — daß ſie wolle.“ Das war ein entſcheidender Augenblick für Louiſe. Sie ſeufzte ordentlich tief wie aus befreiter Bruſt, denn ſie glaubte ſich ſagen zu können, daß es nun mit dem ordinairen Handel mit Apfelſinen und Citronen auf einmal ganz aus ſei, und daß ſie endlich alle längſt gehegten und geträumten Wünſche erfüllt ſehen werde, endlich in ſchönen Kleidern und Hüten umher zu gehen. Ach, ſie hatte ja ſeit ihrem 15. Jahre keinen höhern Wunſch gehabt, als nur den, in hübſchen Kleidern und Hüten alle Tage einhergehen zu können, und das war für ein junges Mädchen doch wohl wenig genug.

Die „Mutter“ war die Freundlichkeit und Dienſtwilligkeit ſelbſt, ſie ging in eigener Perſon mit Louiſen nach dem Stadthauſe, ſprach mit einem Beamten

und dann mit einem andern viele flüsternde Worte, die ohne Zweifel auf das Lebensglück der Einzuschreibenden abzweckten und ihrer durchlebten traurigen Jungfräulichkeit eine Thräne nachsandten.

Nach einer Stunde ging Louise mit der Mutter nach Hause und war nicht wenig glücklich und überselig, als diese ihr verkündigte, daß sie ihretwegen zwar schon 10 ℳ Schulden habe machen müssen, aber daß sie nun auch geborgen sei und Alles bekommen und genießen werde, was ihr jungfräuliches Herz sich von dem zwölften oder zehnten Jahre an in Hamburg gewünscht hätte.

Die neu „Eingeschriebene" dachte nicht an ihre Vergangenheit, sondern sie dachte nur an ihre Zukunft, nicht an die 10 ℳ Schulden, sondern an die schönen Kleider und Hüte, welche sie nunmehr endlich selbst tragen werde, und um die sie alle Mädchen in der Welt vorher so beneidet hatte. — — —

Zu Hause angekommen, nahm die gutherzige Mutter sogleich eine andere Sprache an, aber Louise dachte, es geschehe aus Bewußtsein der guten That und hörte nichts, außer der Mittheilung, daß sie

ſogleich Alles ſich anpaſſen könne und bekommen werde: ſechs ſeidene Kleider in allen Farben, drei ſeidene Hüte, eine goldene Uhr nebſt Kette, ein Dutz feinſter ſchleſiſcher Leinenhemde, zwei Dutz Strümpfe ꝛc. ꝛc., was ſich Alles etwa auf 900 ℔ Hamburger Courant belaufen werde, daß ſie die Summe indeß ſchnell werde tilgen können, wenn ſie gegen den feinen Herrn, zu dem bereits geſchickt ſei und der aller Wahrſcheinlichkeit nach kommen und einige Stunden bei ihr zubringen werde, mit Lächeln und gutem Willen und wie es ſich gehöre, freundlich und zuvorkommend ſei. Ihr Buch ſolle ſie nachher haben.

Louiſe verſtand zwar das Alles nur halb oder vielmehr gar nicht, aber ſie ſuchte ſich das Geſagte auch gar nicht weiter klar zu machen.

„Mag da kommen, was da will,“ dachte Louiſe, „ich bekomme vorläufig wenigſtens Alles, was ich mir bei den alten lumpigen Apfelſinen alle Tage gewünſcht habe.“

Nach einer Stunde bekam ſie wirklich Alles, was ihr aufgezählt war. Aufgeputzt in ihrem Anzug wie eine Königin ſaß ſie mit Beklommenheit und Verzagt-

heit in einem ſauberen Zimmer, um, wie ihr angedeutet worden war, den ſeinen Herrn zu erwarten.

Endlich — es war wahrlich ſchon nach 11 Uhr — kam dieſer, und es war, wie wir dem neugierigen Leſer ſogleich mittheilen wollen, kein Anderer als — Don Louis von Banko, Fürſt des Handels und der Flotte, daneben Schäker und Freund aller Jungfrauen, und — wie ſchon geſagt — ſeiner Herr; was das ſagen will, werden wir vielleicht ſagen oder nicht ſagen. Im lezteren Falle iſt jedenfalls derjenige glücklich und weiſe, welcher unſere Meinung errathen kann — —

Don Louis von Banko amüſirte und divertirte ſich bei Louiſen unfehlbar ganz außerordentlich, denn er gerieth in Entzücken und Begeiſterung, wie er ſie bisher an ſich noch nie erfahren hatte.

Und wahrhaftig, dieſes Entzücken und dieſe Begeiſterung war für Don Louis von Banko entſcheidend und beſtimmend auf Jahre lang.

Was Louiſe ſelbſt erlebt und erfahren hatte, das wußte ſie nicht. Es verging aber kein Tag, nicht einmal das Uebrige der Nacht, daß ſie unter ſtrenge

Aufſicht geſtellt und dem Schutze und der Güte der freundlichen „Mutter“ ſchon wieder entriſſen wurde.

Für unſere Heldin dieſer Myſterien ging jetzt ein ganz neues Leben an. Zum erſten Male in ihrem Leben war ſie auf eine Weiſe geküßt und mit Zärtlichkeiten bedeckt worden, wie ſie bisher in ihren verwegenſten Träumen noch nicht erfahren hatte.

Schon am folgenden Tage ſah ſie ſich in einer ganz hübſchen und noblen Wohnung der Stadt eingemiethet und ſie verlebte hier Tage wie eine junge Frau aus der noblen Welt, Tage, die zwar ſo lang die Sonne ſchien, etwas langweilig waren, aber dafür auch um ſo ſpaßhafter, kurzweiliger und pikanter, ſobald es Abends 10 oder gar 11 Uhr war.

Das waren vergnügte Stunden voll Luſt und Wonne und Louiſe lachte innerlich und äußerlich, daß Don Louis von Banko gar ſo glücklich war — durch ſie, und im Genuſſe ihrer jungfräulichen Reize ſchwelgte, wie er ſagte, als Gentlemen.

Louiſe war jetzt Maitreſſe oder Unterhaltene eines Reichen und ſie fühlte ſich in dieſer Lage, die ihr ganz neu war, und ihrem Stolz und dem Gefühl,

ſchöne Kleider und alles Uebrige zu ihrer Bequemlichkeit zu haben, ohne dafür das Geringſte der gewöhnlichen rohen Handthierungen des Geſchäftsbetriebes thun zu müſſen, nicht wenig glücklich, wenn ſie hin und wieder auch ein Gefühl von Langerweile zu beſchleichen anfing. Ja, zu Zeiten und unter Umſtänden, wenn ſie ſich auf dem Sopha ſeufzend hin und herwarf, ſehnte ſie ſich wirklich nach der Geſellſchaft eines jungen Mannes und die Fama berichtet, daß ſich wirklich nach einiger Zeit ſolche bei Louiſen einfanden, ſei es nun, daß es alte Bekannte waren, die Louiſens Verſteck und ihre jetzigen Verhältniſſe ausgekundſchaftet hatten, oder neue Freunde, die ſich den Weg bis hierher zu bahnen wußten. Genug, unſere kleine Maitreſſe des Don Louis von Banko hatte noch nicht lange Zeit in der Stadt als ſolche gewohnt oder vielmehr ſich gelangweilt und trotz der hübſchen Umgebung ſich oft nach ihren Apfelſinen und Citronen zurückgeſehnt, als es ihrem Galan einfiel, ihre Wohnung nach St. Georg zu verlegen, und zwar neben das weit bekannte und berühmte Haus der weißen Säule

Dieſe Veränderung der Wohnung war für Louiſe auch noch in anderer Hinſicht von nicht unerheblicher Bedeutung, denn ſie zog in jene unter dem Namen einer Madame S. ein und Don Louis von Banko verirrte ſich nicht bloß, ſondern präſentirte ſich nunmehr als förmlicher Ehemann dieſer ſeiner jungen Gattin, die hier zur Sommerluſt und um die friſche Luft zu genießen, zu wohnen beſchloſſen habe. Don Louis von Banko benamſete ſich auch wirklich zur Ehre und Zierde ſeiner jungen hübſchen Gattin Don Schmidt. Es war eine Thorheit, eine Mannslaune, aber du lieber Himmel, wie unendlich viele ſolche Thorheiten und gemüthliche Selbſtvergeſſenheiten der Art kommen nicht in dem jovialen und lebensluſtigen Hamburg vor.

Die reizende Madame Schmidt lebte nun in Saus und Braus, ſpielte ihre Rolle wirklich wider alles Erwarten ganz vortrefflich, benahm ſich nach der kurzen Vorſchule ſo nobel und anſtandsvoll wie möglich und gab den Freunden ihres Pſeudo-Gatten große Feten. Um ſich keine Blößen zu geben, nahm Louiſe als Madame Schmidt noch Unterricht im

Schreiben, Leſen und Clavierſpielen, doch wurde ihr dieſes Treiben bald wieder langweilig und ihr Galan ſchien ihr zum Spielen viel zweckmäßiger als das hölzerne Clavier.

Obgleich Louiſe oder Madame Schmidt dieſer Spielerei nun niemals ſatt wurde, ſo doch Don Louis von Banko, genannt Schmidt, der außerdem merken und gewahren mochte, daß ſeine holde Gattin manchen ſeiner guten fetirten Freunde und vielleicht oder wahrſcheinlich auch noch ſonſt manchen andern jungen Freund, der Sonntags aus Langer- oder Kurzweil einen Abſtecher nach Fuchs machte, viel lieber haben möchte zum vierhändigen Spielen als ihn. Genug, ihn fing es an zu verdrießen, daß er auf dieſe Weiſe das Geld für die Unterhaltung allein hergeben ſollte. Außerdem war ihm wie manchen Andern jedes Einerlei zuwider und er ſehnte ſich abermals nach Abwechslung im Beſitz einer Gattin, wie er ſich ſchon ſo oft darnach geſehnt hatte. Abwechslung iſt einmal die Würze des Lebens und jeder Freude, beſonders aber des Genuſſes der Liebe. Abwechslung iſt hier der wahre Stachel ewig ſich

vergnügender Sinnlichkeit, und darum ſchlug Don Louis von Banko, bis dato noch genannt Schmidt, vor, ob es ihr zur Zerſtreuung und Vermeidung der Langenweile nicht lieb und angenehm ſei, einen Putzladen anzulegen.

Auf dieſen Vorſchlag horchte Madame Schmidt allerdings mit offenen Ohren. Nach ihren Anſichten konnte ſie dadurch nicht verlieren, ſondern nur gewinnen. Sie bedurfte dazu freilich einer bedeutenden Summe Geldes, aber ihr Gatte hatte ja Geld und ſie durch ihn. Sie freute ſich ſchon im Voraus über die neue freiere Stellung, die ſie in die Stadt zurückführen würde und um dem Ausdruck ihrer Gefühle freien Lauf zu laſſen, beſchloß ſie auf der Stelle, ihren Freunden davon Mittheilung zu machen.

Louiſe hatte ſich nämlich Herrenkleider machen laſſen und amüſirte ſich in langweiligen Abendſtunden daran, in jenen ihren Freunden Beſuche abzuſtatten, wodurch die Freunde denn natürlich nicht wenig überraſcht wurden.

Als Louiſe zum erſten Male die Hoſen anprobirte und ſich in denſelben vor dem Spiegel von

unten bis oben betrachtete, lachte ſie laut auf. Ihr Quaſigatte erfuhr jedoch nichts von dieſer Metamorphoſe zu gewiſſen geheimen Zwecken und zur Vertreibung der Langenweile.

Genug, am folgenden Abend machte Louiſe oder Madame Schmidt abermals einen ſolchen Ausflug, um ihren Freunden mitzutheilen, in welche freiere Stellung ſie nunmehr bald komme und daß ſie dann nicht mehr ſo furchtſam und rückſichtsvoll gegen ihren Alten zu ſein brauche, der es nun einmal nicht leiden könne, daß ſeine Freunde auch ihre Freunde wären.

Unter dieſen Freunden befand ſich auch Don P..... C..... M....., der von den Reizen Louiſens und ihrem geheimen zärtlichen Umgang ſo bezaubert und ergriffen wurde, daß er ſein Geſchäft vernachläſſigte, ſeine Verhältniſſe immer ſchlechter wurden, und, als er darob von ſeinen und Louiſen's Freunden und ſelbſt von ihr überſehen und mißachtet wurde, vor lauter Liebe nach Amerika ging und ſich unterwegs vor Gram ertrank. — —

Madame Schmidt etablirte ſich alſo mit einem Putzladen auf dem Altenwall, oder ihr überdrüſſiger

Getreuer ſetzte ſich dadurch auf eine gute Manier auseinnnder und war froh, ſeinen Blutegel, der ihm ſo manchen theuren Lebensſaft auch in Banko abgeſogen, damit los geworden zu ſein.

Dieſes Putzgeſchäft hatte aber nicht lange beſtanden, als es, wie ſo manches andere, durch den großen Brand in Aſche gelegt wurde. Dieſes wäre nun freilich ein großes Malheur geweſen, wenn Louiſe ſo ganz allein dageſtanden hätte ohne Fürſprache und Freunde, allein mit denſelben iſt man immer noch nicht verloren.

Ueber die nun folgenden Begebenheiten herrſchen verſchiedene Anſichten und Berichte.

Einige Geſchichtſchreiber und Chroniſten ſagen freilich, Don Louis von Banko habe das Putzgeſchäft zu ſeiner eigenen Deckung, falls Louiſe mit ihren Freunden vielleicht einmal allzuſehr in Brand gerathen ſolle, zu 1000 £ in der Phönix-Aſſecuranz verſichert und Madame Schmidt daher nach dem Brande dieſe Summe ausbezahlt erhalten.

Andere Chroniſten aber berichten, dieſe Summe ſei von der Commiſſion ausgezahlt worden, welche

die damals aus ganz Deutſchland ja ſelbſt aus dem Auslande, aus Mitleid über Hamburgs Unglück zuſammengeſchoſſene Summe zu verwalten gehabt habe, und Don Louis von Banko habe zur Erreichung dieſes Zweckes natürlich ſeine ganze Würde und die ganze Macht ſeiner Stellung und Verbindungen aufbieten müſſen, um ſolchen Zweck des Mitleids und der menſchenfreundlichen Theilnahme zu erreichen, und dadurch natürlich von ſeiner Caſſe einen großen Verluſt abzuwenden.

Madame Schmidt hatte, als ſie ſich auf einmal im Beſitze einer ſolchen Summe ſah, alle Luſt zu einem Putzgeſchäft verloren; ſie hatte geſehen, wie leicht Hauben und Spitzen ein Raub der Flammen werden können, und quälte ſich nicht wenig, was ſie mit dem Gelde beginnen ſolle.

Dieſe Qualen nun erfuhr ein einfacher Schloſſergeſelle, und eben dieſer Schloſſergeſelle drängte ſich zu Louiſen und verſprach allen Qualen und Wünſchen auf einmal ein Ende zu machen, wenn ſie ſich ihm, aber ſammt den 1000 £, auf einmal in die Arme werfen wolle. Kurz, der kräftige und breitſchulterige

und mit den Weibern wohl umzugehen wissende Schlossergeselle Hans heirathete die 1000 £ und die Madame Schmidt dazu, und etablirte sich mit Beiden in Z.

Don Louis de Banko soll in seiner schauderhaften Untreue und Ueberdrüssigkeit über diese Copulation nicht wenig gelacht haben. Man spricht sogar von noch größeren Dingen.

Meister Schlosser und seine treue Louise lebten nun wirklich einige Zeit herrlich und in Freuden, und besonders Ersterer, welcher sich in Saus und Braus noch nie so viele gute Tage gemacht hatte. Er pries, segnete den großen Brand wie so mancher Andere. Ja er pflegte sich mitunter so, daß er die Gesellen, welche Morgens in der Frühe Arbeit haben wollten, Stunden lang laufen und warten ließ, daß er, selig noch vom vorhergehenden Abend und der durchwachten Nacht, am Morgen vor dem Ambos niedersank und den Tag so zu sagen über sich hingähren ließ.

Solcher Anblick und solche Situationen waren für eine Dame, wie Madame Schmidt, doch zu rüh-

rend und effectreich, zu ergreifend und blamirend, als daß ſie es bei und mit dieſem Don Schloſſer länger aushalten konnte. Sie trennte ſich von ihrem Schloſſer mit rührender Verachtung und wollte wieder die alte Quelle bei Don Louis von Banko aufſuchen, aber die Wünſchelruthe verſagte ihr diesmal den Dienſt. Ohnehin hatte ſie in der letzten Zeit ſchon manchen Anlauf auf das Herz ihres älteren Galans und Unterhalters gemacht, er hatte ſich auch mehre Male zu Unterſtützungen bewegen laſſen, aber — der Fluß aus ſeinem Beutel war nicht ſo reichlich, als der durch die Kehle des neuen Ehemannes.

Darum — als der Schloſſer ſammt ſeinem Ambos umgefallen war und mit Angſt und Schrecken davon lief und nunmehr nach einander Omnibus-Conducteur, Droſchkenkutſcher und dann Herumtreiber wurde, ging auch Louiſe, die einmal polniſch und einmal hamburgiſch vermählt Geweſene, in ſich, dachte an ihre Jugendjahre, an die Apfelſinen und Citronen, das Süße und Saure ihres damaligen Lebens zurück, und zog ſich mit gemüthlicher Reſignation wie eine Schnecke in ihr Haus, in ihre alte Lebensweiſe zu-

rück, und durchſtreicht und goutirt noch heute und dieſen Tag die Tanzſalons, wie ſie ehedem gethan.

Das iſt der wahrhaftige, der Wirklichkeit entnommene Lebenslauf der Maitreſſe des Don Louis von Banko und der einſt in Apfelſinen und Citronen machenden Jungfrau, der ſchönen Louiſe. Sie hat Manches durchgemacht und wird wahrſcheinlich noch Manches durchmachen bis zu ihrem ſeligen oder unſeligen Ende, aber ſie hat doch das Bewußtſein, zuerſt von einem Reichen erkannt und dann nach üblicher Weiſe wieder verſtoßen worden zu ſein.

Eine andere Maitreſſe führen wir dem jovialen und geſpannten Leſer in der Perſon der „kleinen Lucie“ vor.

Lucie war ein Kind der Liebe eines reichen Hamburgers und eines Dienſtmädchens oder einer ſogenannten Hamburger „Lüdmaid,“ welche zuverläſſig noch ſchöner oder ebenſo nieblich und reizend wie die Tochter war. Lucie aber war wirklich ſehr lieblich und anmuthig anzuſehen, als ſie in ihrem 15ten Jahre ſtand, mit ihrem weißen Teint, ihren blauen, ſchmachtenden Augen, blonden Haaren, ihrer

unterſetzten aber harmoniſchzierlichen Geſtalt, einem Weſen von einer gewiſſen Nobleſſe, welches wahrſcheinlich ein väterliches Erbtheil war, und mit zwei ſo allerliebſten Hügeln, die ein Maler dort, wo andere noble Mädchen nur eine Bruſt haben, nicht runder und ſchneeiger malen kann.

Da Luciens Mutter nur eine „Lüdmaid“ war, ſo begann auch ihr Lebenslauf auf keiner höheren Stufe der menſchlichen Geſellſchaft. Als ſie confirmirt war, nach einer nicht ohne ſorgliche Pflege durchlebten Kindheit wurde ſie gleichfalls „Lüdmaid,“ obgleich ihr Ehrgeiz nach einer gewiſſen dunklen Ahnung und einem angebornen Stolz viel höher trachtete, und ging mit ihrem kaum angedeuteten Körbchen und mit der wallenden rothen Decke allezeit keck und bewußtvoll lächelnd durch die Straßen, wobei ſie es bald bemerkte, daß die Herren flammende Blicke auf ſie warfen, ſtehen blieben und ihr nachblickten, wenn ſie leichten Fußes und ſelbſt lächelnd vorüberſchlüpfte.

Auf dieſen Streifzügen durch die Stadt in Angelegenheiten ihrer Madame war ſie ſchon zu wieder-

holten Malen von einem damals chargirten Herrn, dem O.....S. gesehen worden und — hatte Gnade vor seinen Augen gefunden. Jung, voll, sogar üppig gewachsen, lieblich reizend in Gang und Zügen, sechszehn Jahre kaum, was bedurfte es mehr, um einen leicht entflammten Hamburger zu fesseln. Zum eigentlichen Unterhalten hatte S. aber nicht Geld genug, oder hatte er schon Eine, die er unterhielt und bei der er manche lehrreiche Erfahrungen gemacht haben mochte, genug, S. redete die „kleine Lucie" eines Tages mit aller Unbefangenheit an, und theilte ihr mit, daß sie sich durch das und das Miethscomptoir bei seiner Frau, die ein Mädchen brauche, melden möge.

Lucie war ihres jetzigen Dienstes längst überdrüssig — Zeit und Umstände machten sich — sie wurde von Madame S. wirklich gemiethet und hatte als Lüdmaid natürlich auch das Zimmer ihres Herrn zu besorgen, der ihr dabei bald so freundlich und liebevoll entgegenkam, daß sie eines Tags, von der Madame in diesem tête-a-tête überrascht, bestürzt und verlegen aus der Thüre eilte.

Auf Befehl ihrer eiferſüchtigen Madame ging ihr Weg aber weiter — zur Thüre hinaus. Auf dieſem Wege verfolgte ſie jedoch ſpornſtreichs Herr S. und ſtellte ihr vor, daß er nicht zugeben werde, daß ſie ohne Dienſt und Unterhalt ſei, daß er ihr daher ein Zimmer miethen und ſie unterſtützen werde.

Lucie nahm das Anerbieten an und erhielt täglich Beſuch von ihrem Herrn, der ihr Geld zuſteckte, nach ihrem Befinden fragte, ihr Troſt gegen die Langeweile zuſprach und ihrer jetzigen Hauswirthin beim Weggehen mancherlei ins Ohr flüſterte.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Vorgänge hier umſtändlich erzählen. Wir wollen nicht alle Verhältniſſe lüften, genug, nach einigen Monaten trat S. die Lucie an den Kaufmann W. ab und Lucie ließ ſich das Geſchäft und Einverſtändniß ohne Skrupel und Einreden gefallen, weil ſie des alten Herrn oder er auch ihrer ſchon ſatt war, und weil ſie ſich außerdem unter einem Kaufmann einen wahren Cröſus vorſtellte, der alle mittlerweile bei ihr aufgetauchten Wünſche reichlich und beſtens erfüllen könne.

Es war kurz vor dem Brande, als Lucie durch

den Kaufmann W. auf dem alten Nicolai Kirchhofe eingemiethet wurde.

Hier machte ſie bald verſchiedene Bekanntſchaften, welche ſie anknüpfte, um ſich die ſchreckliche Langeweile zu vertreiben.

Es war nämlich die Zeit, um welche die Linden blühen und unter dieſen Linden, welche damals blüheten, hielten mehrere Droſchkenkutſcher, welche zwar nicht eben blühten, aber doch glühten, theils vom Kümmel, theils von dem vielen Hinaufblicken zu Lucien, welche faſt den ganzen langen Sommertag im Fenſter lag und nach dem Gewühl des Hopfenmarktes hinüberlugte.

Die Droſchkenkutſcher trieben allerlei Scherze nicht bloß untereinander, ſondern auch mit der kleinen Maitreſſe, welche an dieſen Unterhaltungen bald ein ſolches Wohlgefallen hatte, daß ſie ſich in der Dämmerung verleiten ließ, nicht bloß hinüber zu gehen, ſondern ſich auch ſammt den Droſchkenkutſchern in den Droſchken zu ſchaukeln und darin ſonſt noch allerlei Kurzweil zu treiben. — —

Eines Abends hatte Lucie ſich in der Droſchke

ganz ungewöhnlich verſpätet, ihre alte Angſt vor ihrem Galan ſchien plötzlich in einer liederlichen Nonchalance untergegangen zu ſein, und wurde ſo von dem vorübergehenden, diesmal ſehr zeitig ſich einfindenden Kaufmann W. überraſcht und entdeckt, und zwar wegen eines ſeltſamen Gekichers, deſſen die kleine Maitreſſe unter Umſtänden ſich nicht enthalten konnte.

Die Wohnung der Unterhaltenen wurde nun nach der Knochenhauerſtraße und bald darauf nach dem Opernhof verlegt. Da aber änderten ſich plötzlich und unerwartet alle Umſtände.

Der Kaufmann M. war nämlich bei einer gewiſſen Kaſſe betheiligt, mit deren Hülfe er nicht bloß die beſcheidene und genügſame Lucie unterhielt, ſondern auch noch eine Andere, die nicht ſo anſpruchslos, ſondern ſtaatſüchtig und verſchwenderiſch war, und jene Kaſſe erklärte ſich inſolvent. M. kam nicht wieder, Lucie ſchickte Briefe und Boten ab, aber Alles vergebens. M. ging nach England und Lucie in ein Bordell auf dem Valentinskamp. Hier wurde ſie anfangs ziemlich häufig von jenen Freunden beſucht, die ſie ſich ſchon in ihrer Wohnung auf dem

Opernhose angeschafft hatte, bald aber verließen diese sie gänzlich, und der Wirth wußte es zu vermitteln, daß sie von einem Kuppler nach Berlin bei einem dortigen Wirth in Leibeigenschaft gegeben wurde mit allen ihren durch Staat, Putz und goldenen Ketten nebst Uhren, die sie alltäglich zur Erhöhung ihrer schon sehr zerfallenen Reize in Miethe genommen, gemachten Schulden.

In Berlin verbrachte sie in sehr ausschweifender Weise zwei Jahre, bis sie als geborene Hamburgerin und durch Syphilis ausgemergelt von der Berliner Polizei auf den Schub in ihre Heimath transportirt wurde.

Jetzt wäre das Loos der ehemaligen kleinen Lucie, wie der späteren Maitresse, des noch späteren Freudenmädchens und der noch späteren Verliederlichten ein trauriges gewesen, wenn ein alter Freund und Liebhaber sich nicht von ihr durch Bitten, Schmeicheln und Bartstreichen hätte betäuben und überreden lassen, sie zu sich zu nehmen und mit ihr polnisch zu leben.

Dies war nämlich ein versoffener Droschkenkutscher, welcher sie vor einigen Jahren unter den

Linden des Nicolai-Kirchhofes kennen gelernt und deſſen nähere Bekanntſchaft ſie an jenem Abend, deſſen man ſich erinnern wird, unter Kichern und Lachen in der Droſchke gemacht hatte.

Die Augen des Droſchkenkutſchers wurden nicht bloß vom Spiritus, ſondern auch von Sehnſucht der Liebe verglaſet, als die kleine Lucie mit den jetzt aſchgrauen kalten ſchlaffen Lippen ihm ſtreichelnd verſicherte, daß ſie damals zuerſt ungeheuer glücklich geweſen ſei und daß ſie ihn ſchon damals mehr geliebt habe, als den reichen Galan M.

Kurz, Lucie lebte von nun an polniſch mit ihrem Droſchkenkutſcher, den Kümmel, den er in der Flaſche ließ, trank ſie aus und ſie ſorgte auch dafür, daß der alte Fuſel immer vorräthig war, und wenn der tapfere Pole dann am Abend nach 11 Uhr mit ſeiner Droſchke nach Hauſe kam und die kleine Lucie entweder Liebes- oder Kümmeltrunken quer auf dem Bette lag, da gab es auch förmliche Eheſtandsſcenen; der edle Pole ermunterte ſeine Maitreſſe, die frühere Unterhaltene des Herrn S. und des Kaufmann M., mit der Peitſche und bewog ſie ſo, ihm das ge-

wünſchte Abendbrod zu machen. — Die kleine Maitreſſe zeigte auf dieſe Weiſe und nach ſo eindringlicher Behandlung oft mehr Narben, als der älteſte Krieger, der bei Leipzig und Waterloo mitgefochten.

Dieſer Anblick war herzzerreißend — jammervoll — niederträchtig, traurig und miſerabel.

Das war die „kleine Lucie,“ lieblich in allen Reizen der Jugendfülle! Die ſchmachtenden blauen Augen waren aſchfarben verſunken, ohne Glanz und Leben — todt! von einem gelbeiterigen Hofe umgeben. Die früher vollen blonden Haare waren dünne und erdfahl geworden, kaum noch den Schädel bedeckend. Die einſt roſig lächelnden Wangen waren fahl und dürre, verrunzelt und von Schminke zerfreſſen. Von der ehemaligen Ründung des jungfräulichen Buſens war keine andere Spur als eine ſchmutzige gelbe Haut zu ſehen. — Das war die ehemalige Maitreſſe von 16 Jahren eines Hamburger Kaufmanns! — —

Der Schluß der Geſchichte dieſer Hamburger Maitreſſe iſt folgender: Lucie bekam bei ihrem Droſchkenkutſcher offene Beine — ſie verflechte in krank-

haftem Zuſtande und kam in dieſem aufgelöſten und zerfallenen körperlichen Zuſtande nach dem Krankenhauſe. Ein ſ. g. Schaden, der ſich gleichzeitig im Knie entwickelt hatte, machte es nöthig, daß das eine Bein abgenommen wurde. Dieſe Verſtümmelung des einſt ſo reizenden, jetzt bei lebendigem Leibe ſchon halb verweſ'ten Körpers überlebte ſie aber nicht lange. Sie ſtarb bald darauf unter unſäglichen körperlichen Leiden und zermalmenden Gewiſſensbiſſen.

Das iſt der Lebenslauf und das Ende einer zweiten Hamburgiſchen Maitreſſe. Wer ein Herz hat, wird ſolchen unglücklichen Geſchöpfen ſeine Rührung und ſein Mitleid nicht verſagen können. —

Das Leben einer Maitreſſe eines Hamburgiſchen Reichen iſt ſelten auf die Dauer vom Glück und Wohlſein begünſtigt. Verführungs- und Genußſucht und Leichtſinn gehen hier Hand in Hand. Das der Maitreſſe unter Umſtänden reichlich in den Schooß geworfene Geld wird ſelten oder nie geachtet und im Geheimen zuſammengeſpart, ſondern für Staat und Leckereien ebenſo leichtſinnig hingeſchleudert als es im Taumel der Wolluſt und Sinnlichkeit gegeben wurde zur Unterhaltung. Dennoch aber giebt es Einzelne, und ſelbſt Freudenmädchen, wie deren eines in der Curienſtraße wohnte, die mit einem wahren ausdauernden Fleiße zuſammenſparte, um ſich ſpäter

ein solides Leben zu gründen oder mit dem Ersparten und einem wirklich treuen Freunde nach England oder Amerika auszuwandern.

Man wähne ja nicht, daß nur einzelne Große und Reiche sich eine oder wohl gar zwei und selbst drei Maitressen in verschiedenen Gegenden halten, nein — das Maitressenhalten ist von oben bis zu den gewöhnlichen Schichten herunter etwas sehr Gewöhnliches und daher könnte man in allen Straßen Maitressen, in einigen Straßen oft bis zu einem Dutzend aufsuchen. Nicht bloß Rheder und Engroshändler halten sich Maitressen, sondern auch ihre s. g. Everführer, nicht bloß B....., sondern auch M.....händler. Wer nur das Geld dazu hat und die Gemeinschaft auf dem Dammthorwall nicht mag, der legt sich eine Maitresse zu, wenn er entweder keine Frau hat oder deren überdrüssig ist.

Wir haben bisher nur Maitressen geschildert, deren Leben schauerliche Nachtseiten darboten. Es giebt aber auch hier Gegensätze wie überall, und so wollen wir zur Abwechslung jetzt dem geneigten Leser einmal die Carriere einer Maitresse vorführen, die in derselben wirklich ihr Glück machte und auf eine Weise unterhalten wurde, die dem Herzen des Unterhalters alle Ehre machte.

Auch die Maitresse des steinreichen, wir wollen

ihn P. nennen, war Anfangs nichts weiter als Dienſtmädchen geweſen, denn ſie hatte zuerſt bei dem gedient, von dem ſie ſpäter unterhalten ward. Aber ſie war als Dienſtmädchen ſo ſolide, manierlich, gewandt, gemüthlich und hübſch, daß ihr Herr als Hageſtolz bald Wohlgefallen an ihr fand, und zwar ſo ſehr, daß das hübſche Minchen von einem ganz friſchen und muntern Knaben genaß. Doch ehe dieſer Knabe das Licht der Welt erblickte oder vielmehr ſchon 5 Monate vorher, wurde Minchen in einem Hauſe der Neuſtadt einzemiethet und eingerichtet, und zwar ſo anſtändig und nobel, wie es eine Unterhaltene nur verlangen kann. Sie erhielt jetzt alles, was ihr Herz an Kleidung und Comfort nur wünſchen konnte, denn unſer Herr P. war ohne Zweifel ſehr glücklich.

Als Minchen eines friſchen munteren Knaben geneſen war, ſorgte der Vater ſelbſt für die Unterbringung deſſelben, denn ihn bei der Mutter zu laſſen, und durch Kinderſäugen und Kindergeſchrei bei ſeinen Bedürfniſſen geſtört zu werden, war nicht nach ſeinem Geſchmack. Deshalb ging er eines Abends aus, um ſich eine Frau aufzuſuchen, bei der er ſein Söhnchen in Koſt und Pflege geben könnte. Die Gewünſchte war auch bald gefunden. Er ließ das Kind in der Dämmerung zu der Frau

bringen, welche er als Pflegerin aufgesucht, machte selbst den Begleiter, ohne seinen Namen zu nennen, drückte der Frau fünfzig Thaler in Gold in die Hand, versprach auf Ehrenwort zur rechten Zeit mit einer neuen Summe Geldes wieder zu kommen und verschwand ebenso geheimnißvoll als er gekommen war im Dunkel der Nacht, um zu seiner Maitresse zurück zu kehren und bei ihr mit aller Traulichkeit einige Stunden nach gewohnter Weise hinzubringen.

Die Maitresse, das gemüthliche Minchen, lebte mit Anstand und Würde in diesem Verhältnisse und wußte sich in dem Umgang ihres Freundes so herauszubilden und geistig zu entwickeln, daß sie bald ganz das feine Air der vornehmen Welt angenommen hatte. Herr P. ließ ihr auch Unterricht geben im Lesen, Schreiben und Clavierspielen, sie selbst abonnirte sich auf die Benutzung der besten Leihbibliothek, fuhr in dem Wagen ihres Freundes ins Theater und lebte so bald wie eine Dame von Stande.

Minchen war wirklich sehr glücklich, und worin ihr größtes Glück bestand? Sie hatte wirklich Charakter und Ehrgefühl genug, um ihre Schwelle von jedem fremden eindringlichen Besuche frei zu halten. Und man kann sich leicht denken, daß es ihr nicht an Auf- und Eindringlichen fehlte, die gerne solche

Freunde geworden wären, wie wir ſie früher bei der Madame Schröder zum Verderben derſelben kennen gelernt haben. Im Theater, im dritten Rang richteten ſich zahlloſe Operngucker und Lorgnetten auf ſie und Mancher flüſterte: „Das iſt die Maitreſſe von P.“ — rühmte ſich auch wohl: „Morgen werde ich ſie wieder beſuchen,“ was jedoch nie ſtattfand, — aber Minchen achtete das Alles nicht, ſie verließ das Theater, ſtieg in den bereit ſtehenden Wagen ihres Freundes und fuhr nach ihrer Wohnung ohne irgend einem Blick oder aufdringlichen Zuflüſterung die geringſte Erwiderung zu geben.

Daß dieſe Charakterſtärke dem Unterhalter nicht verborgen bleiben konnte, daß er ſie gerade deshalb immer mehr lieb gewann, ſie immer höher hielt und ihr Alles überreichlicher zufließen ließ, iſt leicht zu begreifen. Minchen war wirklich eine muſterhafte Maitreſſe, wie es deren ſehr wenige geben wird und ſie führte daher auch ein Leben, wie ſie es ſelbſt als Kaufmannsfrau ſich nicht beſſer wünſchen konnte.

Mit der Zeit kam es ſogar ſo weit, daß P. ſeine Maitreſſe nicht allein in ſeinem Wagen an ſchönen Nachmittagsſtunden ſpazieren fahren ließ, ſondern er ſich ſelbſt zu ihr in den Wagen ſetzte, oder vielmehr mit der größten Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung bei ſeiner Maitreſſe vorfuhr, ſie

im anſtändigſten nobelſten Anzuge zu ſich einſteigen ließ und ſo mit ihr vor der Stadt umherfuhr.

Es iſt wahrſcheinlich nie eine Maitreſſe mit mehr Würde, Anſtand und Nobleſſe unterhalten worden in Hamburg, als die, von welcher wir hier reden. Es ſuchte in dieſem Fall nicht bloß die Sinnlichkeit, ſondern auch das Gemüth ſeine Befriedigung. Wir haben es hier mit der gemüthlichen Seite der Maitreſſenwirthſchaft zu thun, wie ſie noch niemals in Hamburg gedacht und gefunden worden iſt und die ehemalige „Lüdmaid“ war ganz dazu geſchaffen, um dieſem Wunſche und Verlangen immer friſche Nahrung zu geben. Der Unterhaltende war aber auch ein Gentleman vom reinſten und nobelſten engliſchen Weſen, ein Gentlemann, der ebenſo viel Stolz und Bewußtſein der engliſchen Nationalität als unbefangenſte und rückſichtsloſeſte Hingebung an das Bedürfniß eines weiblichen Weſens hatte, um ſo die Maitreſſe zum förmlichen Weibe zu erhöhen und zu adeln; und der rohen und gemeinen Welt zu zeigen, was eine Maitreſſe und ſelbſt ein Unterhaltender ſein könne und ſein ſolle. Als unſer Gentleman jene Jahre erreicht hatte, wo alle Liebe und alle Sinnlichkeit, alſo auch das natürliche Bedürfniß derſelben aufzuhören pflegt, da zeigte er ſich noch von anderer Seite großmüthig und edel.

Das reizende Minchen war noch keineswegs über die Jahre des frischen glühenden Verlangens und der sinnlichen Weiblichkeit hinaus, und deshalb hegte und nährte sie wohl oft Erwartungen, die ihr Gentleman nicht erkannte oder in seiner Ruhe und bejahrteren Behaglichkeit und Gleichgültigkeit auch nicht zu befriedigen gedachte. Deshalb saß die lebenslustige Maitresse oft still und in sich gekehrt und schwärmte über die Grenzen eines Verhältnisses hinaus, das ihre Wünsche jetzt nicht mehr befriedigte.

Unter diesen Umständen und Begehrungen und der unter Vertrauen ihr gerne gewährten freieren Bewegung im und mit dem Leben hatte Minchen seit einiger Zeit eine Bekanntschaft gemacht, die ihre Einbildungskraft sehr lebhaft beschäftigte und den ihr geheimstes Wünschen und Verlangen um so lebhafter aufstachelte, als ihr sie unterhaltender Gentleman nicht geneigt und gesonnen war, ihre von Zeit zu Zeit auflodernden Gluthen vollster Jugend dämpfend oder beschwichtigend zu löschen.

Der Gentleman war schwach, hager, aller Jugendfrische und Rüstigkeit zu guten Werken längst beraubt, die neue Bekanntschaft der noch jugend- und lebenslustigen Maitresse war aber dagegen eine starke, rüstige und kräftige Persönlichkeit mit breiten Schultern, voller Brust und stattlichem Wuchs, kurz, eine

vollwichtige, saft- und kraftvolle Gestalt, wie sie sich schon manches Frauenherz in ihren geheimen Stunden sehnlich gewünscht hat. Es war ein Mann, der auf dem Lande, unter ländlicher Luft, ländlichen Stärkungsmitteln und Verhältnissen diese stattliche Körperstärke erworben hatte.

Minchen und der Kräftige verstanden und kannten sich, sobald sie sich sahen und ihre Wünsche begegneten sich auf halbem Wege. Der Kräftige verstand, was Minchen wollte, und Minchen verstand, was der Kräftige konnte.

Es geschah in einer traulichen Abendstunde eines schönen Tages, als Minchen, welche sich über ihre Privat-Amusements am vorhergehenden Tage und Abende unbefangen und arglos aussprach, dabei zugleich mehr erzählte und verrieth, als sie eigentlich erzählen und verrathen wollte und sollte.

Unser Gentleman hörte, horchte und hatte aus der Erzählung sogleich mehr entnommen, erlauscht und errathen, als ihm selbst lieb und gut war, doch war er, wie wir oben schon hervorgehoben und bekräftigt haben, zugleich zu stolz und nobel, um sich das Geringste von der gemachten Entdeckung merken zu lassen, oder seiner Maitresse deshalb sogar Vorwürfe zu machen. Er kannte die Natur und das Bedürfniß und war zu stolz, um sich die geringste

Blöße in Erkenntniß dieſer Verhältniſſe zu geben. Deshalb hatte er nichts dagegen, wenn Minchen ſich dieſer Bekanntſchaft vom Mecklenburger Lande freute und zu Zeiten ſelbſt mit bedeutender Beredſamkeit und verrätheriſchen Ergüſſen davon ſprach.

Der Kräftige kam von jetzt an öfter nach Hamburg, als er es ſonſt gethan, und ſonderbar, Minchen wußte oder verrieth jedesmal vorher Tag und Stunde, wann und wo er kommen würde, und ſie wußte es dann ſchon immer ſo einzurichten, daß ſie abermals wieder mit ihm zuſammentreffen konnte.

Was ſich machen ſoll, das macht ſich wohl. — Wir ſchreiben hier keinen Roman. Wir berichten nicht alle Um- und Nebenwege, auf welchen Er und Sie zuſammenkamen, um endlich Mann und Frau zu werden, womit bekanntlich alle Comödien und Erzählungen ſchließen.

Um die Sache alſo kurz und bündig zu machen, und das in jeder Beziehung langweilige Leben einer Hamburgiſchen Maitreſſe zu ſchließen, melden wir der vollen Wahrheit gemäß wie folgt: Unſer Gentleman entſagte mit dem ganzen Stolz des engliſchen Bewußtſeins ſeinen Anſprüchen, die er nach dem Bisherigen doch an Minchen hatte und gab es bereitwillig und mit der großmüthigſten Reſignation zu, daß Minchen das Verhältniß mit ihm, dem

Schwachen, aufgab und dem Kräftigen in's Land der leibeskräftigen und breitschulterigen Mecklenburger folgte, um dort jene Anforderungen und geheimen Wünsche befriedigt zu sehen, auf deren Erfüllung sie unter prickelnden Gefühlen und quälenden Seufzern Jahre lang gehofft und gewartet hatte.

Genug, unsere Maitresse verheirathete sich sehr anständig und ward die Ehefrau eines wohlhabenden Mecklenburgischen Landbesitzers, während der Gentleman von nun an in stiller, zurückgezogener Resignation lebte, dabei jedoch keineswegs seines mit der Maitresse gezeugten Sohnes vergaß, für dessen Pflege und Erziehung er nach wie vor sorgte.

Wir haben hier einige Hamburgische Maitressen nach ihren Carrieren und Verhältnissen geschildert und könnten diese Schilderungen leicht und bequem noch um einige Dutzende vermehren, wenn der Raum des Büchelchens uns in dieser Beziehung nicht eine allzu große Beschränkung auferlegte. Wir haben absichtlich drei charakteristisch verschiedene Charaktere von Maitressen und ihren Unterhaltenen erzählt, um zu zeigen, in welchen Farben diese Partieen in Hamburg spielen. Am seltensten stellen diese Partieen sich jedoch in mehr oder weniger edlen, am gewöhnlichsten in gemeinen und niedrigen Umrissen heraus, wobei es oft nicht im Geringsten darauf ankommt, ob der Unterhalter ein Crösus oder sonst ein Reicher oder Bonvivant ist. Die Carriere jeder Maitresse endigt mit einem Scandal oder mit einer Kuchelei und Kuppelei, bei der sehr oft Bediente, Hausknechte oder ähnliche Personen eine bedeutende Rolle übernehmen müssen, wodurch sie an die verschwägerte Stelle ihres ehemaligen Herrn treten.

Wir kannten einen ſolchen Parvenu, der ſich auch einige Jahre eine kleine hübſche Maitreſſe hielt, dann aber ihrer überdrüſſig wurde, weil er Verlangen nach Abwechſelung mit einer Anderen trug, und jene nun auf jede Weiſe und um jeden Preis doch ſo billig wie möglich los zu werden ſuchte. Er hatte über dieſen Punkt oft ſehr heftige Dispüte mit ſeiner Unterhaltenen, welcher er alle Tage Vorwürfe darüber machte, daß es ihr nie gelingen wolle, bei der großen Freiheit, die er ihr bei Beſuchen der öffentlichen Salons und Vergnügungslokälen doch allzu reichlich gönne, irgend eine paſſende Eroberung an einem Handwerker, Cigarrenmacher, Ewerführerknecht, Matroſen oder ähnlichen Perſonen zu machen, da er ſie nun doch ſchon lange genug auf ſeine Koſten unterhalten habe, was ihm nach ſolchen bedeutenden Ausgaben und Opfern nun doch nicht länger zugemuthet werden könne, weshalb ſie, wenn ſie ſich nicht bald einen anderen Unterhalter erobert, ſich dazu bequemen müſſe, als Scheuerfrau oder Aufwärterin oder Kuchenhändlerin in einem Tanzlokal, wo ſie ja bekannt genug ſein werde, ein ergiebiges Unterkommen zu ſuchen, wobei es ihr ja nicht fehlen könne, noch manchen Thaler nebenbei zu verdienen.

Dieſe ſchauderhaft gemeinen Zumuthungen und brutalen Rathſchläge verfehlten niemals ihre Wirkung, denn ſie riefen aus den Augen der armen, aus ihrer unſchuldigen Stellung einſt ſo jäh durch allerlei Ueberredungskünſte Verlockten und Verführten zwei große Thränenläufe hervor, die gleich den Wald- und Gebirgsſtrömen nach ſtarken Gewitterentladungen mit voller, ſtürzender Kraft längs der nunmehr verblichenen Roſenhügel der Wangen und Lippen jählings herabſchoſſen und ſich ſo in den Tiefen des vor einigen Jahren noch ſo jugendlich

bekommenen Buſens verloren. — Bald hatte der Parvenu ſich eines Beſſeren beſonnen, um ſeine Maitreſſe an den Mann zu bringen. Er gab allabendlich ſeinem jungen Hausknecht vom Lande Aufträge, die dieſer nach 8 oder 9 Uhr der Maitreſſe zu überbringen hatte, und während er dann ſelbſt ſich dieſen Abend nicht einzuſtellen gedachte, gab er ſeinem Hausknecht volle Freiheit und Erlaubniß, ſo lange auszubleiben als er wollte.

Die Maitreſſe war auf das Eintreffen dieſer Boten und das Ausbleiben ihres Galans an demſelben Abend vorbereitet, und wußte, natürlich aus purer Langerweile, den eintreffenden jungen Hausknecht auch bald ſo in ein Geſpräch zu verwickeln, ihn zum Sitzen zu nötbigen, ihm wohl gar zwei oder drei Gläſer Wein einzuſchenken, daß derſelbe, da er ja ohnehin von ſeinem Herrn volle Freiheit und Erlaubniß für den Abend hatte, ſich in dieſer herablaſſenden Unterhaltung auch bald ganz gemüthlich fühlte, ohne daß er jedoch wußte, daß er es mit der Unterhaltenen ſeines Herrn und zwar auf eine für ihn ſehr gefährliche Weiſe zu thun hatte.

Um es kurz zu machen und zu erzählen, ſo kam es, wie es nach wohl gegebenen Karten kommen ſollte und mußte; der junge Hausknecht wußte und begriff gar nicht, wie er auf einmal zu ſolchen ungeheuren Bergen von Gunſt, Glück und Liebe käme; denn daß ſich eine vornehme Dame, die, wie ſie ſagte, von ihrem Gelde lebte, ſich ſo plötzlich in ihn verlieben könne, daß ſie, wie ſie ſagte, ihn lieber heirathen wolle als ſeinen Herrn, der ſie ſchon wiederholt um Herz und Hand gebeten habe, den ſie aber nicht möge und wolle — das Alles hatte ihm noch nicht einmal geträumt, und er pries ſein Glück, welches er in Hamburg gefunden. Dieſe Verwunderung

mehrte und steigerte sich noch bedeutend, als sein Herr ihm eines Morgens, als er soeben dessen gereinigte Kleider hereinbrachte, in einem so nebenbei angeknüpften Gespräch mittheilte, daß er ihm wahrscheinlich durch seine Fürsprache eine ganz einträgliche Stelle verschaffen könne, wenn er nur schon Lust zum Heirathen und erst eine Braut in Aussicht habe.

Der junge Hausknecht war in dieser Situation dreist und keck genug, zu behaupten, daß er schon eine Braut habe; wenn er die Stelle nur bekommen könne, so sei Alles richtig.

Der Herr war neugierig, die Braut kennen zu lernen. Der junge Hausknecht zögerte noch mit der Nennung des Namens. Endlich aber konnte er sich im Gefühle seines Stolzes und seiner Eroberungen nicht enthalten zu erklären, daß es grade die schöne reiche junge Wittwe sei, zu welcher der Herr ihn so oft des Abends hingeschickt und welche sich mit ihm in der Unterhaltung schon reichlich amüsirt und dabei ihm ihr ganzes Herz aufgeschlossen habe, wie sie ihn, einen frischen und kräftigen Burschen, lieber möge, als manchen reichen und vornehmen Herrn.

Der junge Hausknecht sagte dies mit einer so scharfen und individuellen Betonung, daß auch der Dümmste sie hätte verstehen müssen, und dachte im Hochgenusse seines Sieges: die Pille soll er erst mal hinnehmen; ich, der Hausknecht, habe meinen Herrn, den großen Hamburger Kaufmann, doch bei der reichen Wittwe aus dem Felde geschlagen, und wer weiß, wozu ich es in Hamburg jetzt noch bringen kann!

Der Herr biß sich dabei in die Lippen, der Himmel weiß, ob vor Aerger, so bei der reichen Wittwe durch seinen Hausknecht aus dem Felde geschlagen zu sein,

oder ob zur Verbergung innerer Freude und eines dadurch aufgekitzelten Lachens, seine Maitresse auf eine so gute Manier los zu werden.

Die Copulation war bald eingeleitet, denn der junge Hausknecht und die reiche stolze Wittwe waren ja längst ein Herz und eine Seele.

Der Herr sprach von der «Stelle» immer in den lebhaftesten Anpreisungen und Beglückwünschungen gegen seinen Hausknecht, behauptete aber immer, sie noch nicht nennen zu dürfen, weil sonst zu viele kommen und ihm den Rang ablaufen würden.

Endlich, am Tage vor der Hochzeit, als der junge Hausknecht behauptete, er müsse jetzt um die Sicherheit der Stelle wissen, da er sich morgen vor seiner jungen Frau keine Blößen geben könne und möge, da — erklärte der Herr, daß die Stelle leider schon an einen jungen Mann, der die Maitresse eines Großen geheirathet, vergeben worden sei, daß er sein Versprechen aber durch ein sehr bedeutendes Hochzeitsgeschenk an Geld wieder gut machen wollte.

Die Sache machte sich der jungen Frau gegenüber nun freilich etwas eklig, aber — sie ließ sich nicht ändern. Der Pastor trat schon in die Thür, um zu copuliren, und zum Glück machte die junge Frau auch gar kein Aufsehen von der Sache, sie meinte, mit dem Hochzeitsgeschenk des Herrn könne man ja eine ganz solide Krügerei anfangen.

«Aber mit Deinem Vermögen könnte ich ja Kaufmann werden, wie mein Herr,» entgegnete der Hausknecht voll Begeisterung. «Ach, mein Schatz,» versetzte die abgesetzte geheime Maitresse, «mein Geld steht sicher in Amerika; um es zu holen, müssen wir dahin reisen und

dann kannſt Du ja dort noch immer Kaufmann werden. Am liebſten bleiben wir beide wohl in Hamburg und legen mit dem, was wir haben, eine ſolide Krügerei an. Du ſiehſt, was ich aus Liebe zu Dir Alles thue, wie ich mich herablaſſe, die Frau eines Krügers zu werden, um Dich nur zu heirathen und nicht Deinen Herrn.

Solche Liebe voll Großmuth und Herablaſſung verblüffte den jungen Hausknecht, der nun außerordentlich froh, vergnügt und glücklich war, in Hamburg vorläufig — Krüger, und das mit einer ſolchen Frau, zu werden.

Und wirklich iſt der junge Hausknecht jetzt noch Inhaber eines der beſuchteſten und am meiſten einbringenden Krügerkeller in der Altſtadt, und ſeine Frau weiß ſo vortrefflich mit den Leuten, die bei ihr einkehren, umzugehen, und iſt ſo wohlbeleibt geworden, daß es eine Luſt iſt, obgleich mancher einkehrende Droſchkenkutſcher behauptet, ſie wohl zu kennen.